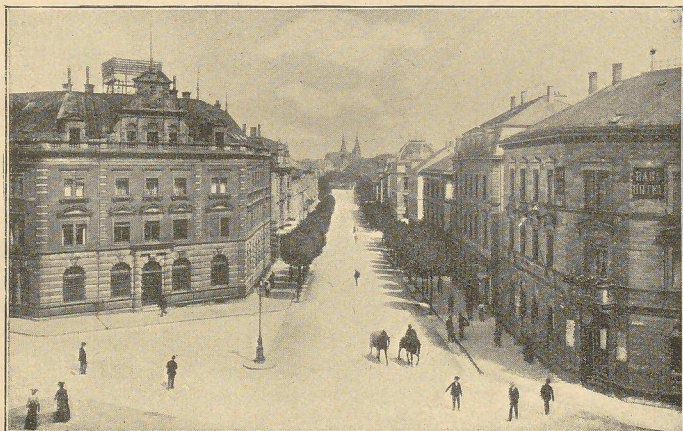




Ludwigsburger Geschichtsblätter

VI.

Herausgegeben
im Auftrag des
Historischen Vereins für Ludwigsburg und Umgegend
von C. Bellchner.



Myliusstraße.



Ludwigsburg.

Kommissionsverlag von J. Rigner, kgl. Hofbuchhandlung.

1911.

Die vor- und frühgeschichtliche Besiedlung des Oberamts Ludwigsburg.

Don stud. arch. Oscar Paret, Heutingsheim.

Mit zwei Tafeln und einer archaeologischen Karte,
gezeichnet vom Verfasser.

Nur wenig über 1 km von einander entfernt ragen in der Mitte des Ludwigsburger Oberamts zwei Berge über das Gelände empor, zwei prächtige Denkmäler vergangener Zeiten. Das ist einmal der Hohenasperg mit seinen rebenbepflanzten Hängen und seinem burggekrönten Haupte, ein Naturdenkmal, das uns erinnert an frühere Perioden aus dem Leben unseres Erdkörpers, und dann südlich von ihm das Kleinaspergle, ähnlich geformt, nur viel kleiner und doch ein ebenso großartiges Denkmal; ist es doch vor langer Zeit von Menschenhand aufgeführt einem geliebten Fürsten zu Ehren. Jahrtausende hat es schon überdauert. Sind wir auch meilenweit von ihm entfernt, es ragt immer noch über den Horizont empor als schönstes Denkmal verschwundener Kulturen im Oberamt.

Aber nur wenige Werke der Urbewohner der Ludwigsburger Landschaft haben dem Wind und Wetter und dem Pflug durch die Jahrhunderte und Jahrtausende hindurch standgehalten. Das Meiste was sie hinterließen, liegt im Boden begraben und nur einen Teil davon ließ bis jetzt der Zufall ans Tageslicht kommen. Das müssen wir uns stets vorhalten bei der Betrachtung der vor- und frühgeschichtlichen Besiedlung eines Landes, die sich ganz auf diese Funde stützt. Auch müssen wir uns darüber klar sein, daß nur ein geringer Teil der Kulturgüter im Boden überhaupt erhalten blieb. Alles Holz bis auf ganz wenige Ausnahmen ist verschwunden, ebenso die tierischen Felle und Häute, die bei niedrig stehenden Völkern reichliche Verwendung finden; weiter alle Gewebe aus Pflanzenfaser bis auf seltene Spuren. Auch über den Gebrauch von Farben bei all diesen Stoffen können uns die Ueberreste nur geringen Aufschluß geben. Und wenn die Funde vor uns oft ein schönes und heiteres Bild eines Volkslebens entstehen lassen, dürfen wir nicht vergessen, daß es auch in jenen fernen Zeiten Not und Elend gegeben hat. Darauf stößt der Spaten nie.

Die Altertümer des Oberamts Ludwigsburg wurden schon frühe beachtet. Den Grundstock der Sammlung römischer Steindenkmäler in Stuttgart bilden drei Altäre, die im Jahre 1583 bei Benningen gefunden und von dem Marbacher Präzeptor Simon Studion nach Stuttgart geschickt wurden. In den folgenden unruhigen Zeiten konnte Studion kein Nachfolger erstehen und erst im letzten Jahrhundert erwachte wieder das Interesse an den Überresten unserer Vorfahren. Besondere Verdienste um die Erforschung der vorgeschichtlichen Besiedlung des Oberamts Ludwigsburg erwarben sich Prof. Dr. Oscar v. Fraas, Finanzrat Dr. C. v. Paulus, Oberstudienrat Dr. C. v. Paulus, Landeskonservator, und Oberförster Fribolin in Vietigheim.

Die schriftliche Überlieferung beginnt für unser Land, von kurzen Mitteilungen bei römischen Schriftstellern abgesehen, erst gegen Ende des ersten nachchristlichen Jahrtausend. Aber schon Jahrtausende vorher lebten in unserer Gegend Völkerschaften mit relativ hochstehender Kultur, aber noch ohne Schriftkenntnis. Um über ihre Kultur Aufschluß zu erhalten, sind wir ganz auf das angewiesen, was der Erdboden von ihren Gütern bis auf unsere Tage bewahrt hat. Die Wissenschaft, die sich mit der Erforschung und geschichtlichen Verwertung dieser Bodentaltertümer beschäftigt, die Archäologie, ist eine junge Wissenschaft. Wieviel sie aber doch in wenigen Jahrzehnten schon erreicht hat, kann auch dieser Aufsatz zeigen. Um hier nur einiges Wenige zu sagen, so ist es gelungen, mehrere Kulturperioden auf Grund der Bodensfunde zu unterscheiden, zunächst eine reine Steinzeit, eine Zeit also, in der das Metall dem Menschen noch unbekannt war, wie heutzutage noch den eingeborenen Australiern, und die darauf folgende Metallzeit, die sich wieder gliedern läßt in eine reine Bronzezeit und in die Eisenzeit, in der wir ja heute noch leben. Schon der frühgeschichtlichen Zeit unseres Landes gehört die Römerherrschaft an, der durch die Alemannen ein Ende gemacht wurde. Zur ersten Orientierung mag folgende Tabelle genügen:

Steinzeit	Ältere Steinzeit (paläolithische Periode)	Diluvium oder Eiszeit
	Jüngere Steinzeit (neolithische Periode)	
Metallzeit	Bronzezeit	ca. 2500 bis ca. 1200 v. Chr.
	1. Eisenzeit (Hallstattperiode)	ca. 1200 bis ca. 400 v. Chr.
	2. Eisenzeit (Latèneperiode)	ca. 400 bis ca. 0 v. Chr.
	Römerherrschaft	ca. 100 bis ca. 260 n. Chr.
	Alemannen	ca. 300 bis ca. 750 n. Chr.

Um die Besiedlungsgeschichte unseres Oberamts richtig zu verstehen, müssen wir im Fluge den Werdegang seines Grund und Bodens an uns vorüberziehen lassen und dessen Eigenschaften kennen lernen, denn in weit größerem Maße als heutzutage war vor Jahrtausenden der Mensch vom Erdboden abhängig. Wie die Pyramiden über das Niltal, so ragt der Asperg empor über die Ludwigsburger Landschaft als ein Zeuge längst vergangener Zeiten. Einst breitete sich eine zusammenhängende Keuperdecke über unser ganzes Gebiet. In sie nagte das Wasser mehrere Systeme von Rinnen und Tälern, die es durch Abschwenmung immer mehr erbreiterte. So entstanden einzelne Tafeln und Berge, die durch allseitige Abtragung mehr und mehr zusammenschrumpften, bis meist nur noch sanfte Hügel, wie der Salon und der Siechenberg bei Möglingen übrig blieben. Einen größeren Rest der Keuperdecke sehen wir im Asperg, den seine Kappe von Schilfsandstein vor weiterer Abtragung schützte, während seine Hänge steiler wurden. So blieb er allein auf weiter Flur zurück. Weit schaut er ins Land hinein und grüßt seine fernen Kameraden: den Wunnenstein, den Lemberg bei Affalterbach und den bei Feuerbach und die Höhe des Burgholz. Als einziger und zugleich hochragender Berg in der ganzen Gegend war der Asperg zweifellos von großer Anziehungskraft und Bedeutung für die vorgeschichtlichen Bewohner des Umlandes. Dazu gesellte sich ein weiteres, für die Ackerbauern wichtigeres Moment: die große Fruchtbarkeit des Landstriches. Die vereinzelt Keuperhöhen lagern auf schwer verwitterbaren Lettenkohlschichten. Diese bilden im großen und ganzen eine Ebene, die nur wenig vom Wasser gefurcht wurde. Täler gewinnen erst in der Nähe des tief eingeschnittenen Neckar- und Enztales an Bedeutung, da hier beim größeren Gefälle die fließenden Wasser mehr Stoßkraft besitzen. Obwohl die Lettenkohle den ebenen Charakter des Langen Feldes bewirkt, tritt sie doch nur selten zutage, da sie fast überall von Verwitterungslehm und Löß bedeckt ist, der stellenweise eine Mächtigkeit von 10 m erreicht. Der Löß ist ein sandiger kalkhaltiger Staub, das Produkt der zerreibenden Tätigkeit der Eiszeitgletscher; er wurde durch Wind an seine jetzige Lagerstätte gebracht. Er bildet die fruchtbaren Gefilde des Langen Feldes und seiner Ausläufer. Fruchtbarkeit und leichte Bearbeitbarkeit machen den Löß zu einem äußerst günstigen Boden für den Ackerbau. Von großer Anziehungskraft für die ersten Ackerbauern war endlich noch der Umstand, daß diese Lößfläche waldfrei war, wie man schon aus den im Löß häufig vorkommenden typischen Steppenschnecken schließen kann.

Älter als der Löß sind merkwürdige Schotter und Gerölle auf den Höhen hoch über den Tälern des Neckar und der Enz. Sie wurden abgelagert, als die Täler noch nicht so tief eingenaagt waren wie jetzt. Diese Schotter beider Flüsse liegen nördlich vom Wilhelms-

hof beieinander. Hier war also in uralter Zeit das Mündungsgebiet der Enz. Alte Enzgeschiebe — meist glattgeschliffene, bis kopfgroße Buntsandsteinbrocken vom Schwarzwald — bedecken auch den Keuperschuttwall von Tamm bis herüber zur Hohenstange und hier werden wir später nochmal auf sie stoßen.

Eine in allen Lößgebieten und so auch in unserem Oberamt häufige Erscheinung, die Hohlwege, werden oft falsch gedeutet. Man hält sie für von unsern Vorfahren absichtlich in den Boden gegrabene Straßen. Die Unwahrscheinlichkeit dieser Erklärung zeigt sich schon, wenn man sich das Gewollte und das Erreichte bei diesem Reisen in Hohlwegen vorstellt. Sie sind vielmehr eine ganz natürliche Erscheinung; jeder über Löß führende Weg ohne künstliche Verfestigung wird im Laufe der Zeit zu einem Hohlweg (in China gibt es solche mit lotrechten Wänden bis 50 m Tiefe). Das folgt aus den Eigenschaften des Lößes, der wie schon erwähnt aus feinem Sand besteht, der durch Kalk zu einer sehr porösen Masse zusammengebacken ist. Infolge dieser Struktur saugt der Löß alles auf ihn fallende Wasser auf. Auf den Wegen wird jedoch durch das Vieh und die Wagen seine Struktur zerstört, so daß das Wasser nicht mehr einzudringen vermag und oberflächlich abfließt, das gelockerte Material mit sich führend. An Stelle des Wassers kann auch der Wind treten. So entsteht durch fortwährendes Lockern und Fortführen des Bodens ein Hohlweg. Aus der Tiefe der Hohlwege lassen sich im Allgemeinen keine Schlüsse auf deren Alter ziehen, da sie von vielen Faktoren abhängig ist, so von der starken oder geringen Benützung des Weges, der vorherrschenden Windrichtung u. s. w.

Zur Zeit der Lößablagerung zog in unserer Gegend das Mamut in kleinen Rudeln umher, vom Steppengras sich nährend. Reste von ihm sind mir bekannt aus Ludwigsburg, Zuffenhausen, Heutingsheim und Hoheneck. Zum langhaarigen Mamut gesellte sich das Rhinoceros, das Wildpferd, der Höhlenlöwe und Höhlenbär, der Wisent, das Schwein und andere. Knochen dieser Tiere werden im Löß im ganzen Oberamt gefunden.

Wir haben jetzt mit ein paar Strichen ein Bild unserer Gegend gewonnen aus der Zeit, da sie der Mensch zum erstenmal betrat. Vom Donautal her werden wohl die ersten Menschen ins Neckarland gekommen sein. Spuren hinterließen sie bei Cannstatt, wo sie sich ein Elfenbeinlager anlegten, indem sie in eine Grube die Stoß- und Backenzähne der erlegten Mamuts zusammentrugen. Von Cannstatt aus kamen sie auf ihren Jagdzügen auch nach Zuffenhausen, wo der einzige altsteinzeitliche Fund im Oberamt Ludwigsburg gemacht wurde: ein paar Feuersteinwerkzeuge zusammen mit Knochen¹⁾.

¹⁾ Dr. R. R. Schmidt weist den Fund der Mittelstufe der älteren Steinzeit, und zwar dem Solutréen zu.

So einladend die weite waldfreie Lößebene des Langen Feldes für Ackerbauern war, so wenig war sie dies für den Jäger der **älteren Steinzeit**, der mit seinen roh behauenen Steinwaffen sich an das Wild anschleichen mußte. Dazu war ihm ein Waldgebiet am günstigsten. So erklärt sich die Seltenheit paläolithischer Funde im Bezirk. Nach dem kurzen Besuch in der Gegend von Zuffenhausen zog sich der Mensch auf lange Zeit aus dem Unterland zurück.

Die Bodenfunde setzen wieder ein zur **jüngeren Steinzeit**. Von den Lößgebieten des Rhein- und des Donautales aus nahmen Ackerbau und Viehzucht treibende Völker verschiedener Kulturen das fruchtbare Lange Feld in Besitz. Wohnweise und Hausrat der einzelnen Stämme unterscheiden sich scharf von einander. Sie chronologisch zu ordnen kann jedoch nur innerhalb beschränkter Gebiete gelingen, da in verschiedenen Gegenden je nach dem Vorwiegen der einen oder andern neolithischen Kultur verschiedene Kulturmischungen auftreten, was sich am besten an der Keramik zeigt.

Wieder wollen wir uns zunächst ein Bild entwerfen von dem damaligen Aussehen unseres Landes. Das Klima ist jetzt gemäßigter geworden, die Tier- und Pflanzenwelt gleicht in der Hauptsache der heutigen. Kein Mamut, kein Renntier graßt mehr im Tale, kein Höhlenlöwe und Höhlenbär durchstreift mehr die felsigen Täler der Alb und ihr Vorland. Die wenigen Wälder bevölkern der Edelhirsch, der Auerochse, der braune Bär und das Wildschwein.

Wo ein freigelegener Lehmbedeckter Rücken in der Nähe eines fließenden Wassers sich erhebt, da bauten die Steinzeitmenschen am südlichen Hange oder auf der Höhe ihre Hütten. Das sehen wir bei allen ihren Ansiedlungen im Oberamt: bei den zwei Niederlassungen bei Zuffenhausen, bei der von Harteneck, vom Täle und den vier von Heutingen. Wir wollen diese nun einzeln betrachten.

Am längsten bekannt ist das neolithische **Harteneck**. Es wurde 1877 durch Oberstleutnant v. Molsberg entdeckt. In einem Bericht¹⁾ heißt es: „daß sich zwischen Ludwigsburg und Harteneck Aschen- und Urnenfelder befinden. Wirkliche Toturnen, Steinbeile aus Grünstein und ganze Hanfwerke von Aschen, Kohlen und Knochen lassen auf Leichenbestattung durch Brand schließen.“ In der Staatssammlung vaterländischer Altertümer in Stuttgart befinden sich von dieser Fundstelle 3 Gefäße mit Verzierungen, die für die Keramik aus dem Pfahlbau bei Schuffenried bezeichnend sind.

Ein Topf, 22 cm hoch, verziert mit Zickzackbändern¹⁾,
eine Flasche mit Bogen verziert,
ein Napf,
ein meißelartiges Werkzeug aus Knochen,

¹⁾ Württemb. Vierteljahrshfte 1890, S. 7.

Fundberichte VIII 43 mit Abbildung eines verzierten Tongefäßes

ein Pfriem mit Ohr,
ein gebrannter Lehmbrocken, mit Häcksel vermenget.

Gegenüber Harteneck liegt der Hungerberg, der sich zwischen dem Täle und dem Mineralbad Hoheneck gegen den Neckar vorschiebt. Er ist mit mächtigem Löß bedeckt und gewährt eine prächtige Aussicht in das Neckartal. Die Lehmgrube auf dieser Höhe lieferte schon viel neolithisches Material¹⁾. Zunächst einmal zahlreiche Wohngruben meist geringer Größe (ca. 2 m zu 2 m). Sie sind fast ganz erfüllt mit dem Lehmewurf der Wände. Der Lehm, dem Häcksel von Gerstenstroh beigemengt ist, ist schwach gebrannt, wohl durch das Feuer, das die Hütten zerstörte, und zeigt noch deutlich die Abdrücke von Holzgeslecht, von hälftig gespaltenen Prügeln und durchgeflochlenen Reifern. Vom Hausrat blieben erhalten die Herdsteine, Mahl- und Reibsteine. Sehr reich ist die keramische Ware, meist rohes Gebrauchsgeschirr, vertreten. Die Gefäßformen und die seltenen Verzierungen mit Fingereindrücken gleichen genau denen aus dem großen neolithischen Dorfe vom Michelsberg bei Untergrombach (Bruchsal). Das steinzeitliche Täle ist also wie jenes eine Landsiedlung der Pfahlbaubevölkerung. Die ganze keramische Ausbeute weist nur einen Gefäßhenkel, eine Schnuröse auf. Die Gefäße wurden in einem bei den Hütten gelegenen bienenkorbartigen Brennofen²⁾ gebrannt. Er war mit Holzgeslecht ausgekleidet und mit Lehm überstrichen worden, damit der im Feuer spröde werdende Löß — die Sohle des etwas über 1 m hohen Ofens lag 2 m unter der Erdoberfläche — nicht abfalle. Die Knochenabfälle in den Wohngruben zeigen uns nicht nur die Speisefarte jener Leute, sondern auch die damalige Tierwelt. Rind, Schwein, Ziege und wohl auch Hund sind die Haustiere; Hirsch, Reh, Hase und Bär die Jagdtiere.

Bemerkenswert sind folgende Fundstücke³⁾:

Vorratsgefäß⁴⁾ aus dunkelgrauem, gutgeschlemmtem Ton, Höhe ca. 38 cm, Öffnungsdurchmesser 30 cm, Wandstärke 1 cm.

Vorratsgefäß mit Kugelboden aus braunem Ton, oberer Durchmesser 34 cm, Höhe 43 cm, Wandstärke bis zu 2 cm. Unterhalb des Randes ein Ring von Fingereindrücken.

Vorratsgefäß ähnlich dem vorigen, aber mit ebenem Boden.

Schüssel, weitaufladend, aus grauem Ton. Größter Durchmesser 46 cm, Höhe 25 cm. Eine scharfe Bauchkante trennt einen 7 cm hohen, etwas nach innen geneigten Oberteil. Durchmesser des Bodens 9 · 10 cm.

Gefäß mit Kugelboden und hohem trichterförmigem Rand, ca. 35 cm hoch. War wegen des schlechten sandigen Tones nicht zu retten.

¹⁾ Bericht über meine Untersuchungen 1907 und 1908 s. *J. B.* XVI 9 ff.

²⁾ Abb. s. *J. B.* XVI S. 11.

³⁾ Die meisten Funde sind in der *Rgl. Altertümersammlung* in Stuttgart *Jr.* N. 12722 und 12785. Einige Proben und Zeichnungen der Gefäße besitzt der *Historische Verein* in Ludwigsburg.

⁴⁾ Abgebildet *J. B.* XV Tafel V Fig. 1.

Becher¹⁾, gut gebrannt, schwarz überzogen. Durchmesser ca. 8 cm, erhaltene Höhe 14 cm. Der Boden endet spitz.
Ahle aus einem Knochensplitter zugeschliffen, 5 cm lang.
Schaber aus Feuerstein.
Mahlstein aus Stubensandstein, stark ausgeschafft.

Obwohl nur durch ein schmales Tal getrennt, sind Harteneck und das Täle so verschieden von einander, daß sie sicher verschiedenen Zeiten angehören.

Weiter das Neckartal abwärts kommen wir in die Gegend von Hentingsheim. Hier stieß man in der Nähe des Bahnhofs auf Flur „Kasteneck“ bei Grabarbeiten im November 1908 auf eine steinzeitliche Wohnstätte²⁾, die wie meine weiteren Untersuchungen ergaben, zu einer ausgedehnten Dorfanlage gehört. Der Grundriß der Anlage war undeutlich, die Grenzen verschwommen; nur die Feuerstelle und die Abfallgrube waren deutlich zu sehen. Wiederum tritt uns hier eine neue Kultur, anders als die von Harteneck und vom Täle entgegen. Zunächst ist auffallend das vollständige Fehlen von Lehmewurf. Die Hütten waren also wohl reine Blockhütten. Während Mahl- und Reibsteine und die Werkzeuge aus Feuerstein und Bein, sowie die Knochen aus der Abfallgrube der Natur der Sache nach annähernd den uns schon bekannten gleichen, besteht hinsichtlich der Keramik ein großer Unterschied. Einmal sind deutlich zwei Arten von Gefäßen vorhanden, Gebrauchs- und Ziergeschirr oder besser rohes Koch- und feineres Stgeschirr. Weiter fällt die Menge der Gefäßhenkel auf (in der einen Wohnstätte 22 Arten). Der Ton ist besser geschlemmt als im Täle, die Gefäße sind zierlicher geformt und, soweit es feinere Ware ist, reich verziert. Die Verzierung (s. Tafel I, 1—5; 8) geschieht durch gerade Linien und durch Bogen, durch Punktreihen und einzelne Punkte in mannigfachen Kombinationen. Die verzierten Gefäße sind meist Bombenbecher, d. h. halbkugelförmig mit aufgesetztem senkrechttem Rand. Wir sehen hier das Erzeugnis der Hauptbevölkerung unseres Landes zur Steinzeit. Es ist die Bandkeramik, so genannt nach der Verzierungsweise der Tongefäße mit Spiralbändern, Winkelbändern u. s. w.

Besonders zu erwähnen sind folgende Fundstücke:

Ein bearbeitetes Stück eines Röhrenknochens, 10,5 cm lang, von der Mitte an gegen das eine Ende so zugespitzt, daß eine 6 cm lange scharfe Kante entsteht, die es zum Abschaben von Knochen und Häuten aufs beste befähigt.

Ein Knochensplitter, 4,3 cm lang, hat am einen Ende eine 1,5 cm lange scharfe, gebogene Schneide (Tafel I, 7).

Eine Pfeilspitze aus Feuerstein, 2,2 cm lg. Ich fand sie ca. 150 m nördlich der untersuchten Wohnstelle auf einem Acker (Tafel I, 6).
Bruchstück eines großen Gefäßes von ca. 40 cm Durchmesser.

¹⁾ in Privatbesitz.

²⁾ Meinen ausführl. Bericht s. J. B. XVI S. 6 ff.

Anfang Dezember 1910 wurde ich auf schwarze Stellen auf einem Acker der Flur „Saubronner Weg“ aufmerksam gemacht. Zwei dieser Stellen, die auf einer Fläche von etwa 100 zu 100 m zerstreut liegen, erwiesen sich als freisrunde 60 cm tiefe Wohngruben. Die wenigen Scherben, die sie enthielten, sind grob und wenig charakteristisch. Eine der Gruben enthielt außer ein paar Scherben den Brustkorb eines Edelhirsches und eine 1,10 m lange Geweihstange, die offenbar abgebrochen war, um sie in die Grube legen zu können.

Wiederum 20 Minuten¹⁾ westlich dieses Platzes liegt auf der Höhe gegen Monrepos, auf der Flur „Hohhalden“ eine weitere steinzeitliche Ansiedlung, deren Hüttenzahl sich nach der Zahl der schwarzen Stellen im Felde auf etwa 50 beläuft. Doch verdeckt wohl mancher Kleeacker noch weitere Wohnstellen. Auf die Bedeutung und Entstehung solcher schwarzen Platten komme ich weiter unten bei besserer Gelegenheit zu sprechen. Während der Untersuchung einer der Wohngruben im Dezember 1910 überraschte mich der Winter. In dem Teil der Grube, den ich schon ausgegraben habe, ist merkwürdig eine apfelförmige Nische, die sich in der Nordwand befindet. Der Wandbewurf fehlt vollständig. Die Keramik ist dieselbe wie die beim Bahnhof. Wunderbar ist die Mannigfaltigkeit der Verzierungen. Einige Proben zeigt Tafel I Fig. 9—16.

Zu nennen sind außerdem:

Ein Mahlstein zur Mehلبereitung mit einer Nutzfläche von 20 auf 30 cm. Das Material ist Buntsandstein und stammt aus dem in der Einleitung erwähnten Gnzschotter bei der Hohenstange. Der Stein wurde gleich bei der „alten Straße“ durch den Pflug herausgerissen.

Eine Reihe von kleinen Messern, Spizen und Splintern von Feuerstein, der vom weißen Jura der Ab stammt.

Ein Stück einer Leichmuschel.

Jenseits des Tales, das der Abfluß des Sees von Monrepos durchfließt, erhebt sich eine Anhöhe, die fast ganz von einem der Gutzherrnschaft²⁾ in Heutingsheim gehörigen Acker eingenommen wird. Auf dieser Anhöhe, der „Flur Incher“, stand zur Steinzeit, also vor etwa 5000 Jahren, ein großes Dorf. Ich will mit ein paar Worten zeigen, wie sich dieses Dorf heute oder vielmehr vor einem Jahre präsentierte. Durch die Aschenbestandteile der jährlich absterbenden Pflanzendecke ist der gelbe Lehm an der Oberfläche zu braunem Humus umgebildet. Einst etwa vorhandene anders gefärbte Stellen wurden durch die Tätigkeit des Pflugs bis in gewisse Tiefe verwischt. Erst als das Feld besonders tief umgebrochen wurde, durchwühlte der Pflug auch die bis dahin unberührten tieferen Boden-

¹⁾ Im Frühjahr 1911 wurden auch in den „Bettäckern“ s. w. Heutingsheim nahe der Bahnlinie Anzeichen steinzeitlicher Wohnungen beobachtet.

²⁾ Freiherrn v. Brüsselle-Schaubeck möchte ich auch hier meinen Dank aussprechen für die gütige Erlaubnis, auf dem Acker graben zu dürfen.

schichten und brachte sie ans Tageslicht. Da zeigte sich nun sehr deutlich an vielen Stellen der Boden ganz schwarz gefärbt, bald in größerer Ausdehnung, bald nur an einzelnen Schollen. Die Bauern hielten es für Reste von Biwakfeuern. In Wirklichkeit aber war es der durch Kulturreste schwarz gefärbte Boden, der im Laufe der Zeit die steinzeitlichen Wohngruben erfüllt hatte. Die speckige Masse zerbröckelt sehr leicht an der Luft. Die Schwarzfärbung rührt von der Menge von Aschenresten ganz vergangener tierischer und pflanzlicher Stoffe her; daneben sind auch einzelne Holzkohlestückchen zu erkennen. Bei der Untersuchung einer Wohngrube geht man nun derartig vor, daß man allen schwarzen Boden und genau nur diesen bis auf den gewachsenen Boden entfernt. Auf diese Weise erhält man schließlich eine Grube, die, falls der Boden nicht gestört ist, in allen Einzelheiten die einstige Wohngrube zeigt. Die Auffüllung wird genau auf ihren Inhalt (Scherben von Tongefäßen, Werkzeuge aus Bein und Stein u. s. w.) hin durchsucht.

Auf der genannten Anhöhe zeigten sich etwa 150 schwarze Stellen in einer Ausdehnung von 100 auf 300 m. Sie rühren von ehemaligen Wohnungen und Ställen her und bilden eine geschlossene Ansiedlung, ein Dorf¹⁾. Eine Gesetzmäßigkeit hinsichtlich des Ortsbauplanes ließ sich nicht erkennen. Wiederum fehlt in den Wohngruben der Lehmwurf vollständig. Die Gruben selbst haben meist unregelmäßige muldenförmige Gestalt von 0,5 bis 1,5 m Tiefe und 2 bis 4 m Durchmesser. Hinsichtlich der Form wiesen zwei der untersuchten Wohngruben Besonderheiten auf. Die eine hatte einen etwa viertelkreisförmigen Grundriß bei 1 m Tiefe. Auf einer Seite stand sie in Verbindung mit einem 3,1 m langen Graben von 1,5 m Tiefe und nur 25 cm Breite. Zu was mag diese Erdspalte gedient haben? Hatte ein Handwerker hier sein Holz (etwa für Pfeilbogen) lagern? Ganz besonders pünktlich war die zweite Grube hergestellt worden, ein kreisrunder Keller, der sich bienenkorbartig nach unten erweiterte. Hier konnte ich die alte Form bis auf den Millimeter genau wiederherstellen. Die Sohle maß 2,5 m im Durchmesser und lag 1,70 m unter der Oberfläche. Der obere Durchmesser der Höhle maß 1,75 m. Die Auffüllung enthielt wenig Scherben, aber viel Holzkohlestückchen, von Eichenholz stammend. Über der Höhlung erhob sich wahrscheinlich eine Rundhütte. Auf der Sohle der Höhle lag ganz außen das Skelett eines jungen Rehjes, ganz zusammengekauert, den Kopf zwischen den Beinen, und gegenüber das Skelett eines Hasen. Sind sie hereingestürzt und durch Hunger zu Grunde gegangen oder gebunden hereingeworfen worden? Wer vermag's zu sagen? Über die Bauart der Hütten gab da und

¹⁾ Ein Lageplan, sowie Skizzen der zwei weiter unten genannten Gruben sind meinem ausführlichen Bericht in den *J. B. XVIII* S. 6 ff. beigegeben.

dort ein Pfostenloch mit den zum Verkeilen des Pfostens verwendeten Steinen einigen Aufschluß. Reste von Holzbalken durchzogen als schwarze Stränge die Auffüllung. Die Balken bestanden aus Eichenholz. Die verbrannten Herdsteine aus Lettenkohlendolomit sind wohl bei Eglosheim geholt, während die Sandsteine dem in der Nähe verbreiteten Keuperschutt entstammen.

Vom Hausrat fanden wir Mahl- und Reibsteine, kleinere Werkzeuge aus Feuerstein und Bein. Weiter enthielten die Gruben eine Menge Knochen, meist vom Rind und Ochsen, von Schaf, Ziege und Schwein. Diese wurden gezüchtet. Von den Jagdtieren sind vertreten Edelhirsch, Reh, Dachs und Gase. Die großen Röhrenknochen sind zur Markgewinnung alle aufgeschlagen.

Die verzierte Tonware gleicht nach Material und Form der von den Fluren „Hohhalden“ und „Kasteneck“, die Verzierung ist aber etwas anders. An Stelle der dort häufig vorkommenden eingestochenen Punkte und Punktreihen treten ebenfalls Linien, aber in größerer Ausführung als dort (siehe Tafel I Fig. 17—19).

Von den Funden nenne ich im einzelnen:

Bruchstücke von 4 Steinbeilen aus Amphibolschiefer, der vom badischen Schwarzwald oder den Glazialgeschieben Oberschwabens stammt. Steinbeile sind in den neolithischen Wohnstätten bei uns selten. Sie sind eben einst beim Abzug mitgenommen worden. Anders in den Pfahlbauten, wo die in den Schlamm des Sees gefallen Stücke meist unwiederbringlich verloren waren, so daß sie dort heute in Menge gefunden werden.

Aus Feuerstein: Speer- und Pfeilspitzen, Schaber, Bohrer und Messerchen und ein kleiner, zierlicher Hammer.

Aus Bein: 1 Nadel, Kopf abgebrochen, noch 6,5 cm lang; 1 Ahle, 5 cm lang; 1 Glättwerkzeug aus einem Röhrenknochen, 11 cm lang. Ein großer Topf mit weitem Bauch. Um den oberen Rand läuft ein Ring von Fingereindrücken.

Zwei weite Krüge mit engem Hals und senkrechter Durchbohrung der Henkel, um sie an Schnüren aufhängen zu können.

Zwei kugelförmige Gefäßchen, nur faustgroß.

Ein Knollen Roteisenstein, aus dem Keuper stammend. Er diente wohl zum Färben.

Leider fehlen Anhaltspunkte für den Ort des Begräbnisplatzes noch vollständig.

Bei **Heisingen** zeigen sich an zwei Plätzen Spuren prähistorischer, wohl neolithischer Siedlungen. Eine Untersuchung derselben steht noch aus.

Wir gehen nach **Zuffenhausen**, von wo zwei Wohnplätze bekannt sind. Der eine¹⁾ liegt im „Vorderenberg“ am Burgholz. Er lieferte 1905 Lehmewurf, von dem ein Brocken noch Striche von Fingern zeigt, Kornquetscher, Schleifsteine, Scherben, einen knöchernen Pfriemen, Knochen vom Rind, Reh, Schaf und Schwein, Schädel-

¹⁾ f. f. B. XIII S. 1.

reste eines jungen Menschen und einen Buntsandsteinbrocken, der wohl aus dem Enzgeschiebe der Markgröninger Gegend stammt. Der andre Platz¹⁾ liegt nordwestlich unter dem Burgholz auf Flur „Neuthe“. Er lieferte 1905 in 1 m durchschnittlicher Tiefe Holzkohle, Hüttenbewurf, grobe und feinere, linearverzierte Scherben und Tierknochen. Bei einer kleinen Untersuchung im März 1911 fand ich eine 2 m tiefe und 1,20 m weite kreisrunde Grube, deren Wand ringsum rotgebrannt war von einem Feuer, dessen Reste noch zu sehen waren. Die Grube war fast ganz angefüllt mit Lehmewurf und enthielt außerdem Tierknochen, Reibsteine und einige Feuersteinfachen, wie Messerchen und Pfeilspitzen. Die wenigen Scherben tragen eine Verzierung, die an Harteneck erinnert.

Zwischen Zuffenhausen und Stammheim sollen auf einem Felde schwarze Platten vorkommen, wo, wie ich erfuhr, der Teufel sein Geschirr begrub.

An der Steinzeit angehörigen Einzelfunden aus dem Oberamt sind zu nennen:

Von Zuffenhausen: 1 gezahnte Pfeilspitze aus Feuerstein, gefunden an der Elbenstraße 1863/64. Alttertumsammlung Zw. 462.

1 durchbohrtes Steinbeil 11 cm lang, noch wenig schön geformt. 1864 in die Alttertumsammlung gekommen.

Von Hornwehheim: 1 spitznackiges (dreieckiges flaches) Steinbeil aus Grünsteindiorit, 9,5 cm lang²⁾. 1 Steinbeil 9,3 cm lang³⁾.

Von Aldingen: 1 Steinbeil⁴⁾.

Von Neckarweihingen: 1 Steinbeil⁵⁾ aus Diabas 12,5 cm lang, am stumpfen Ende durchbohrt, ca. 1906 im Neckar bei Neckarweihingen ausgebagert⁶⁾.

Von Talhausen: Fribolin gibt an, hier seien Feuersteinwerkzeuge ausgegraben worden, ein Beil sei in der Staatsammlung⁷⁾.

Von Schwieberdingen: 1 spitznackiges Steinbeil, 13,7 cm lang, wohl aus Serpentin (s. Tafel II, 5).

Diese Einzelfunde können uns Wegweiser sein für weitere Forschungen. Sie zeigen zusammen mit den bis jetzt bekannten Wohnplätzen, wie dicht das fruchtbare lange Feld in der Steinzeit besiedelt

¹⁾ s. J. B. XIII S. 2. Funde zum Teil in der Alttertumsammlung Zw. 12214 und 12218.

²⁾ 1894 als Geschenk von Pfarrer Pichler in die Alttertumsammlung (Zw. 10642) gekommen.

³⁾ In der Sammlung des Historischen Vereins in Ludwigsburg.

⁴⁾ J. B. XV S. 10.

⁵⁾ J. B. XVI S. 12.

⁶⁾ Staatsammlung Zw. 12728.

⁷⁾ Da es wohl ohne nähere Bezeichnung dort liegt, konnte ich es nicht auffinden.

war und wie ein lehmbedeckter Rücken in der Nähe fließenden Wassers die Leute bewog, auf ihm ihre Hütten zu bauen.

Einen Schritt weiter in der Besiedlungsgeschichte des Oberamts Ludwigsburg führt uns ein Grabfund¹⁾, der im Februar 1909 in der Ulrichstraße in Ludwigsburg gemacht wurde. Bei den Resten eines menschlichen Skeletts lagen 5 Pfeilspitzen und 1 Schaber aus Feuerstein und Reste einer am Rande mit Eindrückchen verzierten graubraunen Urne²⁾. Während die Feuersteinsachen noch ganz neolithisch sind, zeigt das Tongefäß Merkmale der **Bronzezeitkultur**. Da die Bronzezeitbevölkerung im allgemeinen die Höhen, so die Alb, zum Wohnen bevorzugte, sind Funde aus dieser Zeit bei uns selten; es sind nur ein paar Gräber und Einzelfunde.

Zunächst die Grabhügel aus dem Asperger Osterholz bei Ludwigsburg. Sie sind teilweise schlecht erhalten, daher ihre Zahl bald zu 5, bald zu 9 angegeben wird. Die zwei größten Hügel (Höhe 2 m, Durchmesser 17—23 m) untersuchte Paulus und Friolin im Jahre 1887³⁾.

1. Hügel. Seine Mitte nahm ein aus Steinplatten bestehendes von NO nach SW streichendes Pflaster von 4 m Länge, 1,5 m Breite und 1 m Höhe mit erhöhten Rändern ein. Spuren von Begräbnissen zeigten sich ca. 4 m von diesem Lager entfernt am Rande des Hügels in gleichmäßigen Abständen. Auf der O-Seite lag das Skelett einer Frau und dabei 1 Halsring, Ohringe, schön verzierte Arm- und Beinringe, Gewandnadeln, Eisenreste⁴⁾. Auf der W-Seite lag ein zweites vergangenes Skelett und auf der S-Seite eine dicke Tonplatte mit eingebogenen Rändern und auf ihr verbrannte Knochen eines Kindes.

2. Hügel. Er enthielt in der Mitte ein ähnliches Lager wie der 1. Hügel. An seinem Rande fand sich Kohle, Asche, Bronzeschmuck, Nadeln, 1 Armring, 2 Gewandnadeln mit radförmigem und spiralgem Kopf, Beinringe und ein Eisendolch mit Bronzescheide.

Südöstlich Heutingsheim fand ein Bauer im „Kirchfeld“ im Herbst 1904 ein Grab. Auf großen Steinplatten lag in 0,5 m Tiefe ein Skelett etwa in der Richtung WO. Die Arme lagen gekreuzt auf der Brust und trugen Bronzespiralen. Das Skelett war dachartig mit Steinplatten zugedeckt⁵⁾.

Westlich Heiligen wurde in den „Pfungstäcker“ Mitte der 90er Jahre ein zum größten Teil zerstörtes Plattengrab aufgedeckt. An der durchwühlten Stelle kamen primitive Tonscherben zum Vorschein, ferner eine Gewandnadel von Bronze⁶⁾.

1) J. F. B. XVII S. 14.

2) Die Funde sind in der Altertumsammlung Inv. A. 38.

3) J. B. II S. 28.

4) Die Hügel im Osterholz enthielten vermischte Funde der Bronze- und Hallstattzeit. Vielleicht stammen die letzteren von Nachbestattungen. Der Fund ist nicht ganz klar. Die Funde sind in der Altertümersammlung.

5) Nach den Angaben des Finders, Wilhelm Graf.

6) J. B. VI S. 6.

Einzelfunde wurden gemacht:

In **Kornwestheim**, von wo sich ein Flachbeil aus Kupfer, 10,8 cm lang, in der Altertumsammlung befindet; spez. Gewicht 8,791, dagegen reines Kupfer 8,9 (s. Tafel II, 6).

Bei **Neckarweihingen**, wo wohl in den 90er Jahren ein Bronzeschwert aus dem Neckar ausgebaggert wurde¹⁾. Der Griff ist vollgegossen (sog. Donautypus). Länge 54 cm (s. Tafel II, 7).

Erst im Verlauf der **1. Eisenzeit oder Hallstattperiode** (so genannt nach dem großen Flachgräberfeld auf dem Salzberg bei Hallstatt im Salzkammergut) wendet sich die Bevölkerung von den Höhen mehr der Ebene zu. Die Überreste werden jetzt häufiger. Sie bestehen aber nur in Gräbern, meist Grabhügeln. Bei ihrer Aufzählung müssen wir berücksichtigen, daß bei dem gerade auf dem Langen Feld seit Jahrhunderten intensiv betriebenen Ackerbau viele Hügel, besonders kleinere verschwunden sein mögen. So erklärt es sich auch, daß die noch sichtbaren Grabhügel alle im Walde liegen mit Ausnahme des Kleinaispergle und Römerhügels, die durch ihre Größe vor Einebnung geschützt waren. Die auf freiem Felde liegenden sind eben dem Pflug zum Opfer gefallen. Die Flur „Goldacker“ bei Möglingen erinnert vielleicht an Funde aus einem solchen Hügel oder an das Vorkommen von keltischen Goldmünzen (Regenbogenschüsselchen).

Die Grabhügel im Oberamt Ludwigsburg teilen sich in 3 Gruppen, die sich je um einen Berg scharen: um den Asperg, den Lemberg bei Feuerbach und den Lemberg bei Affalterbach. Die Gipfel dieser Berge waren durch Wall und Graben zu Fliehburgen gemacht worden, in die sich die Bewohner des Umlandes im Falle der Not zurückzogen. Diese Befestigung ist auf dem Lemberg bei Feuerbach noch deutlich zu sehen. Es sind 3 Abschnittswälle, die den westlichen höchsten Teil des Berges abtrennen und befestigen²⁾. Wir dürfen nicht zweifeln, daß auch die beiden andern Berge befestigt waren. Auf dem Lemberg bei Affalterbach hat eine Reihe von Steinbrüchen, die auf der Hochfläche angelegt sind, wohl nur wenig Spuren einer Befestigungsanlage mehr übriggelassen³⁾ und auf dem Asperg haben die Festungswerke des 16. Jahrhunderts alles zerstört.

Über die eine Grabhügelgruppe ganz im Osten unseres Gebietes kann ich schnell weggehen. Paulus gibt auf der archäologischen Karte 2 Hügel am Westfuße des Berges an (also Markung **Woppenweiler**).

¹⁾ Altertumsammlung Inv. 11148. F. B. VI. S. 3.

²⁾ F. B. XVI S. 34 ff.

³⁾ Im Schwäb. Wanderbuch wird ein vorgeschichtlicher Ringwall am NO-Fuße des Berges im Walde liegend genannt.

Die Hügel ganz im Süden des Oberamts liegen im Walde westlich von Zuffenhausen. 3 liegen beieinander im „Schelmenswasen“, 1 davon gerade außerhalb der Oberamtsgrenze. 2 sind sehr schön erhalten und messen bei 20 m Durchmesser 2 m in der Höhe. Der Württ. Altertumsverein öffnete 1865 einen der Hügel¹⁾.

^{1/2} Fuß unter der Oberfläche zeigte sich ein nicht ganz regelmäßiger eirunder Steinfaß aus unbehauenen Lettenkohlen sandsteinen. Größe 4 auf 2 m mit der Längsrichtung gegen N. Darunter kam harter Lehmgrund mit spärlicher Eichenkohle vermengt. Endlich lockerer moderartiger Grund mit wenigen kalzinierten Knochenplittern. Hier fand sich eine zerdrückte Gewandhafte aus Erz von sehr feiner Arbeit. Sie zeigt einen zierlichen horizontal geriesten Kopf, in dem einst ein Stein saß. Sonst bestand sie aus einer zarten Erzdrahtspirale. Sodann wurden gefunden ein glatter Armring aus Bronzedraht und Bruchstücke eines tönernen Bechers.

Rühmend möchte ich erwähnen, daß, wie es im Bericht heißt, der Hügel wieder aufgetragen, aus den vorgefundenen Steinen auf ihm ein Steinkreis geführt und in die Mitte eine Eiche gepflanzt wurde.

Der andere Hügel wurde 1888 ausgegraben²⁾, was durch einen bis auf den Grund des Hügel geführten Schlitze geschah.

Auf dem fest gestampften Boden lagen die Reste einer verbrannten Leiche. Erhaltene Artefakte fehlten, nur an dem Kupferoxydstaub war das einstige Vorhandensein von Bronze zu erkennen.

Diesem Hügel ging es wohl wie so vielen von Schatzgräbern durchwühlten Grabhügeln. Ein kleiner Teil von ihm wurde durchstöbert und die Schätze, die der übrige größere Teil barg, blieben begraben. Man wird an solche Hügel noch einmal gehen müssen.

Im „Schützenwieswald“, westlich der eben genannten Stelle, liegen 2 Hügel³⁾, wohl auch Grabhügel. Der eine mißt bei 2 m Höhe etwa 35 m im Durchmesser, der andere ist etwas kleiner.

Zu diesen Hügeln beim Lemberg ist noch eine Grabhügelgruppe zu rechnen, die außerhalb der Oberamtsgrenze im Münchinger Walde bei Stammheim liegt. Es sind 6 Hügel, die der Historische Verein für Ludwigsburg im September 1900 öffnen ließ⁴⁾.

In einem Hügel fand sich nach Abräumung des Bodens ein länglicher Ring aus unbehauenen Steinen, darin lagen Kohlen und Knochenreste nebst Beigaben, die auf eine Bestattung von Mann und Frau schließen lassen. Es fanden sich nämlich 2 Paare bronzener Armringe, deren eines kunstvoller gearbeitet war und noch Stücke des Oberarmknochens umfaßte. 2 größere Bronzeringe dienten wohl als Kopf- oder Halschmuck; gleichen Zweck hatten auch die gefundenen schwarzen Perlen und andre kleine

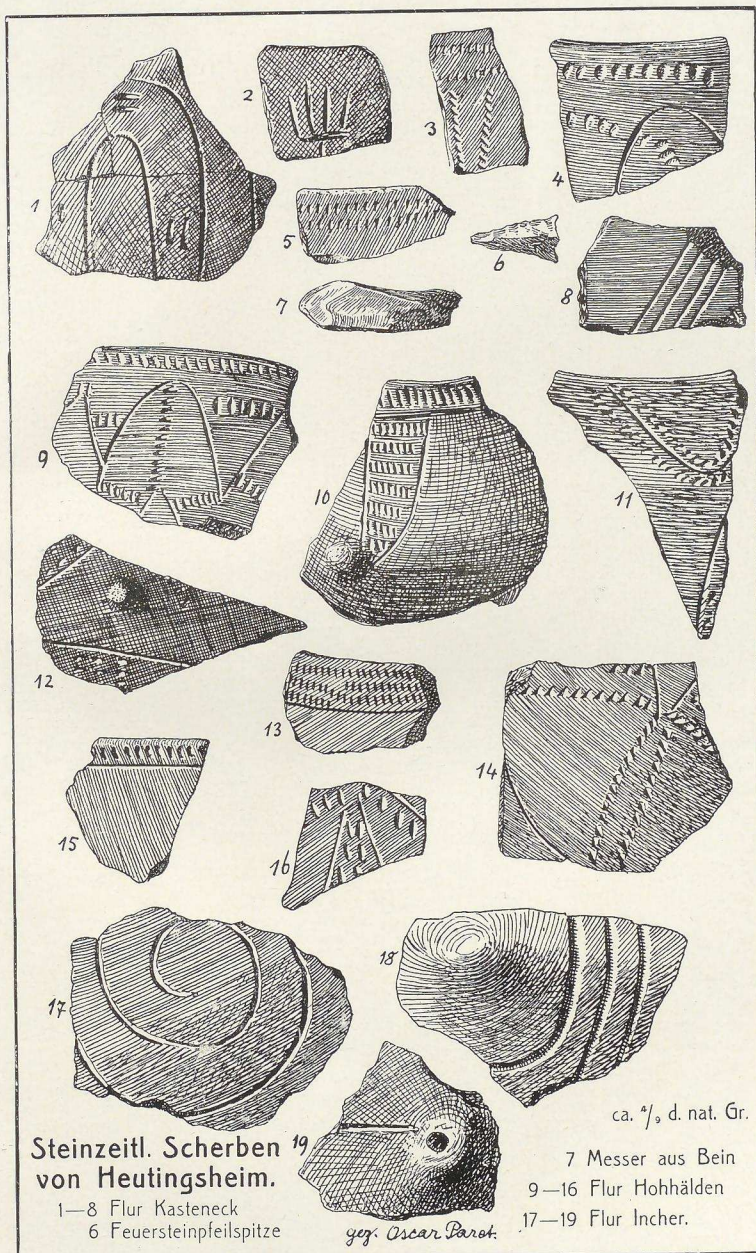
¹⁾ Schriften des Württ. Altertumsvereins VII (1866) S. 32.

²⁾ Z. B. I S. 4.

³⁾ Oberförster Graf machte mich auf sie aufmerksam.

⁴⁾ f. Ludwigsburger Geschichtsblätter 1901 S. 97 und Z. B. VIII, 7; X, 16.

Tafel I.



**Steinzeitl. Scherben
von Heutingsheim.**

1—8 Flur Kasteneck
6 Feuersteinpfeilspitze

geg. Oscar Parot.

ca. $\frac{1}{2}$ d. nat. Gr.

7 Messer aus Bein
9—16 Flur Hohhällden
17—19 Flur Incher.

Gegenstände, worunter eine Gewandhafter¹⁾. Die übrigen Grabhügel lieferten nur Brandspuren und die üblichen Steine.

Wir kommen zu der dritten und bedeutendsten Gruppe von Grabhügeln. Zu ihr gehören die schon erwähnten Hügel im Osterholz, der Römerhügel oder Belle-Remise und das Kleinaspergle. Ob der stets mit diesen zusammen genannte Hügel bei der Hohenstange ein Grabhügel ist, bezweifle ich sehr. Dagegen vermute ich auf einer Höhe westlich von Monrepos einen solchen.

Die Hügel im **Osterholz** enthielten neben Bronzezeitfunden²⁾ schönen Hallstattschmuck, so 2 prächtige Gürtelbleche: das eine mit Schließe und getriebenem Ornament mißt 12 auf 28 cm, das andere mit eingeritztem Ornament 14 auf 35 cm. Weiter 2 Paukenfibeln (s. Tafel II, 10), Zierscheiben und Gewebeabdrücke auf Ton³⁾.

Die wertvollsten **Altertümer** des ganzen Oberamts enthielten die beiden Fürstenhügel Römerhügel und Kleinaspergle⁴⁾, beide 6 m hoch, mit 60 m Durchmesser und aus Lehm aufgeführt.

Im Jahre 1877 ließ die Stadt Ludwigsburg einen Wasserbehälter in dem **Römerhügel** ausheben. Dabei stieß man auf das Grab, das Prof. Oscar Fraas freilegte. Die Grabkammer war von Holzdielen umschlossen und enthielt an der Westseite das Skelett des Helden, geschmückt mit einem gepulverten goldenen Diadem von 20 cm lichter Weite und mit goldenem Armreif. Zur Seite lag ein eiserner Dolch mit Bronzeheide (s. Tafel II, 1), beide reich mit Bernsteinlagen verziert, und ein farbiges phönizisches Glasfläschchen. Den Hauptraum der Grabkammer erfüllten die Reste eines großen erzbeschlagenen Wagens; davon sind erhalten die bronzernen Radnaben, die eisernen Nabenkapseln, die Radreifen, Ketten, Trensen und reicher Pferdeschmuck aus Bronze, darunter 10 große Zierscheiben, 2 Reste der Wagenpolsterung; ferner 2 Messerchen aus Bronze, Hohlringe, Bronze-Anhänger, darunter auch Tiere und Vögel; Reste einer Ciste mit beweglichen Henkeln. Während das Hauptgrab zu ebener Erde lag, war ein zweites Grab 1,2 m in den Boden eingetieft. Es enthielt Reste von Bronzegeräten, einen dem obigen ganz ähnlichen Dolchgriff, Ringe, Bernsteinplättchen, Goldbleche und goldene Nietnägeln.

Das **Kleinaspergle** wurde 1879 in einem Stollen von der West-

¹⁾ Die Funde liegen in der Sammlung des Historischen Vereins in Ludwigsburg.

²⁾ s. Anmerkung 4 S. 14.

³⁾ Die Funde sind in der Altertümersammlung.

⁴⁾ Funde in der Altertümersammlung Zw. 8722 und 8723.

Hinsichtlich des Verlaufs der Ausgrabung, die den Glanzpunkt in der Geschichte der Altertümersammlung bildet, verweise ich auf die prächtige Schilderung von Oscar Fraas in den Ludwigsburger Geschichtsblättern 1901 S. 37 ff., der noch Abhandlungen über prähistorischen Weidrausch in Schwaben und über die griechischen Schalen vom Kleinaspergle folgen.

Den Ausgrabungsbericht enthält auch das Correspondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Jahrgang 1881 (Juli).

Abbildungen der Funde finden sich bei Lindenschmit, Altertümer unserer heidnischen Vorzeit III Tafel X, 1 und 2 und III Tafel XII, 4, 5 und 6, und bei Belschner, Geschichte von Württemberg S. 12; 16 a, 1; 24 a.

seite angefahren. Es enthielt zunächst ein Frauengrab, das im Wehm die Holz- und Linnenspuren hinterlassen hatte. An der Ostseite des Grabes standen 4 Bronzegefäße: 1 Kessel von 1 m Durchmesser, 1 Ciste (Gimer), eine zweihenklige Urne, deren Henkel je mit 2 Schilbchen befestigt sind, auf denen herzförmige Ornamente und Acheloosmasken eingraviert sind, und eine einhenklige Kanne, deren schön geschwungener Griff an den Enden mit 4 Tierköpfen geschmückt ist; die beiden letzteren sind sicher unteritalisches Fabrikat (s. Tfl. II, 2 u 4); sie waren mit einer mehligten Harzmasse (Olibanum oder Weihrauch aus Arabien oder Nordostafrika) erfüllt. An der Westseite lagen auf den Resten der verbrannten Leiche runde Plättchen und längliche Streifen aus Gold und ein Armring aus Gagat. Zwischen der Asche und den Opfergefäßen standen 2 griechische Schalen, deren eine auf schwarzem Grunde eine rote Figur zeigt: eine Frau mit Fackel, die von einem Sessel zum Altar schreitet (Tfl. II, 3). Diese Schalen wurden zur Zeit des Perikles in Athen gefertigt und gelangten, wie die übrigen Schätze dieses Grabes, auf dem Handelswege, wohl über das griechische Massilia (Marseille) in unsere Gegend. Sie sind für die Zeitstellung des Hügels (Ende des 5. Jahrhunderts v. Chr.) überaus wertvoll. Den Schalen sind Goldverzierungen mit Bronzestiften aufgenietet. Daneben lag ein eiserner Gürtelhaken und darauf ein fischblasenartiges Ornament aus gestanztem Goldblech; Reste von silbernen Ketten; 2 hornartige Goldbeschlüge (von Trinkgefäßen?) mit Widderköpfen am spitzigen Ende; 2 goldene Zierstücke (Sieblöffelchen?). Das Hauptgrab in der Mitte enthielt nur Pferde- und Menschenknochen; es war, wie ein außerdem in ihm gefundener Krug lehrt, etwa in karolingischer Zeit ausgeraubt worden.

Ganz fehlt dem Kleinaspergle der typische Schmuck der Hallstattperiode. Ein bedeutender Handel hat eingesezt. Dies lehrt uns, daß dieser Hügel jünger ist als der Römerhügel und einer neuen Zeit angehört, der **2. Eisenzeit oder Latèneperiode** (nach dem Gräberfeld bei Latène am Nordende des Neuenburger Sees). Wir haben aber in dem prachtliebenden Volke, das das Kleinaspergle aufführte, noch dasselbe zu erblicken, wie in dem, welchem der Römerhügel zuzuschreiben ist.

Der Hallstattperiode gehört an ein Skelettgrab, das auf der „Staig“ westlich Heutingsheim im Jahre 1906 anlässlich von Grabarbeiten angeschnitten und von mir vollends aufgedeckt wurde¹⁾. Es enthielt 2 Skelette, das eine mit dem Gesicht nach unten, das andere darauf umgekehrt gelegt, als wären sie zusammengebunden gewesen. Das obere hatte am Arm einen offenen Bronzering von rhomboidem Querschnitt und 6 cm Lichtweite. Das untere Skelett, dessen Schädel gut erhalten ist, gehörte einem 16jährigen Mädchen an.

Die Funde des Kleinaspergle wiesen uns schon hin auf die Kultur der 2. Eisenzeit, die Kultur der Kelten (Helvetier und Bojer), die vom Westen her unser Land in Besitz nahmen. Es waren Ackerbauer und Viehzüchter, die in Einzelhöfen auf dem

¹⁾ J. B. XV 20. Funde im Besitz des Verfassers.

fruchtbaren Boden faßen. Die Befiedlung war aber auf dem Langen Felde — im Gegensatz zu der Heilbronner Gegend — nur dünn. Das zeigt die Seltenheit von Funden aus dieser Zeit. Von Latènezohnstätten sind nur zwei im Oberamt bekannt: eine auf der „Staig“ westl. **Heutingsheim** (entdeckt Ende März 1911 und noch nicht genau untersucht) und eine Wohngrube im **Täle**, die ich im April 1910 in der Lehmgrube fand und untersuchte.

Ihr Grundriß war bei einer Ausdehnung von etwa 4 auf 4 m nicht genau festzustellen. Der südliche Teil der Wohnung lag 30 cm höher als der nördliche, der 90 cm in den Boden eingetieft war. Auf dem Boden des letzteren Raumes lag, etwa in der Mitte der ganzen Grube, eine 40 auf 65 cm große Steinplatte schön horizontal. Auf die südliche Bank war die aus Fachwerk mit Lehmfüllung gebildete Wand der Hütte bei der Zerstörung durch Feuer gestürzt. Hier fanden sich Stücke glattgestrichenen Lehmverputzes mit weißer Lünche. In der Auffüllung der Grube lagen zerstreut verwitterte Kalksteine aus nächster Nähe, teilweise rotgebrannt, und viel durch Feuer verkohltes Eichenholz. An Knochen fanden wir einen Pferdeschädel ohne Unterkiefer¹⁾, weiter Knochen vom Rind, Hund und Schwein. Die vielen Tonscherben stammen von etwa 30 Gefäßen, meist unverziertem einfachem Kochgeschirr: Schüsseln mit einwärtsgebogenem Rand, Teller und einige reicher profilierte Töpfe. Die seltenen Verzierungen bestehen in kleinen Fingereindrücken und in um das Gefäß laufenden Rillen. Der Ton ist in der Hauptsache schwarz und braun. Dann fand sich noch ein tönerner Spinnwirtel von 4 cm Durchmesser (s. Tafel II, 8), ein halber Ohrring aus Bronze mit abgeschrägtem Ende und ein durchbohrtes Stück eines schwarzen polierten Knochens.

Von Gräbern sind zu nennen:

Flachgräber am Ostfuße des **Aspergs** beim Signal „Grafenbühl“. Von ihnen stammen 3 geknotete Armringe²⁾ in der Altertümerammlung. Fribolin erwähnt noch kleine Gagatrings, die hier gefunden und am Lichte verbrannt worden seien. Ein Skelettgrab auf dem „**Königsrain**“, südlich **Benningen**. Nach der Oberamtsbeschreibung trug das Skelett bronzene Armringe. Gefunden zwischen 1830 und 1840.

Zu diesen wenigen Latènezufunden aus dem Oberamt gesellen sich noch einige Funde von keltischen Goldmünzen oder Regenbogenschüsselchen³⁾. Es sind Münzen der Bojer, wie sie am Nordrande der

¹⁾ Da er zwischen dem Schutt der eingestürzten Wand lag und viel stärker verwittert war als die andern Knochen, liegt die Vermutung nahe, daß er einst an der Außenseite der Hütte befestigt war.

²⁾ F. B. X 16

³⁾ Der Name rührt einmal von der Form der Münzen und weiter daher, daß sie meist nach einem Regen, wenn der Schmutz abgospült war, gefunden wurden. So bildete sich der Glaube, der Regenbogen bediene sich dieser Schüsselchen, um nicht schmutzig zu werden, wenn er auf der Erde aufstehe. Die R. sind barbarisierte Nachahmungen griechischer Münzen und gehen nicht weiter als etwa 300 v. Chr. zurück.

Alb und zwischen Nagold, Enz und Neckar am verbreitetsten sind. Fundorte¹⁾ sind:

Zuffenhausen. 1) Vorderseite: Vogelkopf nach links im Zweidrittelfranz. Rückseite: kreuzförmiger Stern, auf der einen Seite davon 3 Punkte, auf der andern S und verkehrtes S symmetrisch konvergierend²⁾. Größe 16 mm, Gewicht 7,55 g. Blasses Gold. Gefunden 1879 bei J.

2) Dieselbe Art. 18 mm, 7,49 g. Dunkles Gold. Gefunden 1882 bei J.

Poppenweiler. 1) Vorderseite: glatt. Rückseite: Halbring mit 3 Punkten. 11—12 mm, 1,85 g.

2) Vorderseite: Auge. Rückseite: kreuzförmiger Stern. 12 mm, 1,85 g.

Es sind Vierelstater. Das Gewicht beträgt ziemlich genau $\frac{1}{4}$ von dem der Münzen von Zuffenhausen.

Eglosheim. 1) wie Poppenweiler 2), 12 mm, 1,80 g.

2) Im Anthrop. Correspondenzblatt 1892 S. 78 wird ein Fund von Regenbogenschüsseln erwähnt. Nichts Näheres bekannt. Bei Markgröningen wurde 1849 ein Stater Alexanders des Großen gefunden. 20 mm. 8,5 g. Gold.

Die bis jetzt stetige Kulturentwicklung innerhalb der die Ludwigsburger Gegend bewohnenden Völker bricht jetzt plötzlich ab und macht einer fremden, höherstehenden Kultur, der der **Römer** Platz. Diese nahmen gegen 100 n. Chr. das links vom Neckar liegende Gebiet in Besitz und befestigten die Neckarlinie. Auf unser Gebiet fällt das **Castell Benningen**³⁾, zwischen den Castellen von Cannstatt und Walheim gelegen. Es liegt auf dem Hochufer des Neckar gegenüber der Murrmündung und ist heute noch an dem Verlauf von Rainen deutlich zu erkennen.

In der Einleitung schon nannte ich den Präzeptor Studion von Marbach, der im Jahre 1583 in dem Gebiet des Castells zu Tage gekommene Steindenkmäler⁴⁾ nach Stuttgart sandte. Es waren ein achtseitiger Wochengötterstein und zwei Altäre mit Inschriften, die ich in Übersetzung hier anführe.

1) „Den Schutzgöttinnen des Exerzierplatzes geweiht. P. Quintius Terminus, Sohn des Lucius, von der Quirinischen (Tribus), aus Sicca Beneria, Tribun der 24. Kohorte freiwilliger römischer Bürger.“

¹⁾ F. B. VI 41; XII 87. Leider konnten auf einer Auktion in München 1891 gerade diese Münzen nicht erworben werden. Sie wurden verkauft, unbekannt wohin.

²⁾ wie F. B. VI Tafel I Fig. 5.

³⁾ f. Der obergermanisch-rätische Limes des Römerreichs Lieferung 17.

⁴⁾ Sie befinden sich heute im Lapidarium in Stuttgart und sind genau beschrieben und abgebildet bei Haug-Sixt, die römischen Inschriften und Bildwerke Württ. N. 322 ff.

Sicca Veneria, heutzutage el-Kéf, lag in dem östlichen Teil von Numidien.

- 2) „Zur Ehre des Kaiserhauses dem Vulkan geweiht. Die Dorfbewohner an der Murr haben ihr Gelübde gelöst froh nach Gebühr.“

Diese Inschrift lehrt, daß im Anschluß an das Castell ein Dorf entstanden war, das sich nach dem keltischen Flußnamen benannte und sich wohl auch gegen Marbach und Steinheim hin ausdehnte.

Auf Studions Anregung hin ließ Herzog Friedrich 1597 Nachgrabungen veranstalten, wobei Mauern, Schutt u. m. zutage kamen. 1897 wurde das Castell von der Reichslimeskommission untersucht. Eine bürgerliche Niederlassung schloß sich südwestlich dem Castell an. Hier (oberhalb des Bahnhofs) werden bei Neubauten immer wieder Funde gemacht¹⁾. Im Oktober 1906 stieß man auf ein Grabgebäude²⁾ mit 6 Nischen. Im Innern lag eine Steinfigur: ein geflügelter Löwe auf einem Akanthuskapitäl sitzend und den Kopf eines bärtigen Mannes zwischen den Bordertagen haltend.

Hand in Hand mit dem Bau der Castelle ging die Anlage von Straßen³⁾. Die Hauptstraße von Pforzheim nach Cannstatt läuft streckenweise durch unser Gebiet. Die Verbindungsstraße von Cannstatt nach Benningen führt über Kornwestheim nach Ludwigsburg, wo eine Straße nach Walheim abzweigt, deren Verlauf erst von Monrepos an sicher ist (s. Karte).

Im Lande hinter der Neckarlinie siedelten sich Kolonisten an, besonders nachdem die Kastell-Linie vorgeschoben war. Dabei war die Besatzung von Benningen nach Murrhardt gekommen. Das ganze Land überzog sich mit einem Netz von Straßen, die die einzelnen Wirtschaftshöfe unter sich und mit den Hauptstraßen verbanden. Groß ist die Zahl der römischen Wohnplätze (*villae rusticae*, Bauernhöfe genannt) und sonstigen römischen Fundorte im Oberamt Ludwigsburg. Auf der Karte konnte ich 46 einzeichnen, wobei allerdings der eine oder andre noch fraglich ist⁴⁾. Wir wollen nun sehen, was auf den einzelnen Markungen an römischen Überresten bekannt ist.

¹⁾ s. F. B. XVII 24.

²⁾ s. F. B. XIV, 7. Abbildung der Steinfigur ebenda S. 8. Die Figur befindet sich im Lapidarium, N. 342.

³⁾ Meist heute noch als „Heerstraße“, „alte Straße“, „Steinstraße“, „grasiger Weg“, „feinerer Weg“ erhalten.

⁴⁾ Ein großer Teil der Fundstellen ist schon in der Oberamtsbeschreibung von 1859 genannt. Weitere entdeckten Paulus und Fribolin und in den letzten Jahren konnte ich die Zahl der bekannten Wohnplätze um 3 vermehren. Leider reichte mir die zur Verfügung stehende Zeit nicht, die teilweise unsicheren Fundstellen nachzuprüfen.

Benningen. An Einzelfunden aus dem Castell sind außer den von der Reichslimeskommission gemachten und beschriebenen Funden¹⁾ (Steintisch, Bruchstücke von Silberschmuck und von einer Bronzestatue, eiserne Werkzeuge) noch zu nennen:

Ein Sandsteinrelief, 11 cm breit, 9,2 cm hoch, stark beschädigt. 3 Figuren, darunter Herkules, sind auf ihm zu erkennen. Es wurde 1904 von Soldaten gefunden²⁾.

Ein Schlüssel aus Bronze, schön erhalten³⁾.

An Münzen: Hadrianus, Faustina minor und F. major, Constantius II, M. Aurelius.

Außer dem Castell liegen auf der Markung 2 Römerplätze:

Die „alte Burg“ westlich Benningen. Hier wurden zu beiden Seiten eines Einschnittes, durch den die Markungsgrenze Beihingen-Benningen läuft, schon ausgedehnte Mauern und viele römische Scherben⁴⁾ gefunden.

Flur „hinterer Weinberg“. Auf der ersten Terrasse über der Talsohle soll eine Ziegelhütte gestanden sein. Es wurden und werden dort gefunden Fundamente, römische Falzziegel und Scherben. Auch soll vor etwa 20 Jahren dieser Platz eine Münze geliefert haben.

Beihingen. Die „alte Burg“ im Osten, s. unter Benningen.

Flur „am Hohlweg“. Hier auf der Anhöhe südlich vom Schloßgarten ist man nach der Oberamtsbeschreibung „öfters schon auf Mauerreste gestoßen, in deren Nähe man verschiedene römische Münzen aus der Mitte des 2. Jahrhunderts fand. Im April 1834 hat der Gemmingen'sche Rentamtman Krieger auf der Stelle eine kleine Nachgrabung veranstaltet, bei der man Grundreste eines römischen Gebäudes, bestehend in einer halbrunden Mauer, römische Ziegel, Reste von Wandmalereien u. s. w. aufdeckte.“ Auch Estrichböden und Heizanlagen (Hypokausten) wurden schon gefunden.

Flur „Breitfeld“, östlich Beihingen. Hier wurde zu Anfang 1893 auf dem Acker des Jakob Luz ein Grabdenkmal⁵⁾ ausgeackert. Auf der Vorderseite ist der trauernde Attis dargestellt, wie er sich auf den Hirtenstab stützt. Er erscheint öfters auf Grabmälern. Die stark zerstörte Rückseite läßt noch eine weibliche Gestalt erkennen.

¹⁾ Liter. s. S. 20 Anm. 3).

²⁾ Jetzt im Lapidarium. Literatur: F B. XII 121, XIII 17, XIV 38.

³⁾ Mit weiteren unbedeutenderen römischen Resten in der Sammlung des Historischen Vereins Ludwigsburg

⁴⁾ Das beste Erkennungszeichen römischer Überreste sind Scherben von terra sigillata, einer korallroten, feingeschlemmten porzellanartigen Tonmasse.

⁵⁾ Im Lapidarium. Beschrieben und abgebildet bei Haug-Sirt, die römischen Inschriften und Bildwerke Württ N. 321. Siehe auch Württ. Viertelj. 1893 III S. 326.

Im Lapidarium befindet sich eine Reliefplatte¹⁾, ein Geschenk an Epona, die Beschützerin der Pferde. Die Platte war früher in der Schloßmauer eingemauert, von wo sie Studion herausnahm und im Jahre 1583 nach Stuttgart sandte. Im oberen Feld thront in der Mitte die Göttin, mit den Händen einen Korb haltend, während von beiden Seiten Pferde zur Fütterung herbeikommen. Im unteren Feld fährt ein Mann heran, der auf einem vierräderigen Wagen sitzt. Vor dem Wagen ist eine Opferzene dargestellt. Die Erklärung der Tafel ist: Der Mann auf dem Wagen bringt der Beschützerin der Pferde zum Dank für die glückliche Rückkehr ein Opfer dar und weicht zum Andenken daran die Tafel.

Geisingen. Flur „Lange Wiesen“ nordöstlich Geisingen. Hier sind römische Fundamente ausgegraben worden (Flurkarteneintrag von Fribolin).

Flur „innere Kirchacker“, südlich G. Nach Paulus römische Fundamente. Es geht jedoch die Tradition von einer Kapelle, die hier gestanden sei.

An der „alten Straße“ (Römerstraße) westlich G. sind nach der Oberamtsbeschreibung römische Münzen gefunden worden.

Heutingsheim. Flur „Staig“ westlich H. Römische Fundamente und Scherben. Vor etwa 25 Jahren soll ein Dache eingebrochen sein. Bei Nachgrabungen ergab sich ein Keller. 1903/4 wurde hier eine Münze der Faustina der älteren gefunden²⁾.

In den „Kreuzwiesen“ bei Monrepos stieß man Ende August 1906 bei Grabarbeiten auf eine ca. 30 m lange und 0,6 m breite ausgefugte Kalksteinpflasterung³⁾. Dabei lagen Scherben aus terra sigillata, Reibschalenreste und ein Stück einer Heizröhre. Auch einige fast ganz erhaltene Gefäße sollen gefunden worden sein; sie wurden aber verschleppt. Da es sich der Lage im Tale nach nur um eine Badeanlage handeln konnte, so ging ich im Oktober 1909 auf die Suche nach dem Wohngebäude und fand es etwa 50 m westlich auf einer leichten Anhöhe⁴⁾. Zum Bad führte, wie aus den vielen Steinen im Acker zu schließen ist, ein gepflasterter oder beschotterter Weg hinab. Ein paar Schritte weiter oben entspringt eine Quelle, deren Wasser mit natürlichem Gefäll ins Bad geleitet werden konnte.

¹⁾ Abgebildet und beschrieben bei Haug-Sixt, N. 320.

²⁾ Im Besitz des Verfassers. J. B. XVIII Münzzuwachsverzeichnis.

³⁾ J. B. XV 42.

⁴⁾ J. B. XVII 35.

Flur „Bettäcker“. Ende Oktober 1910 wurde mir mitgeteilt, ein Pflug habe einen Stein herausgerissen. Meine Untersuchung ergab einen schön erhaltenen römischen Keller¹⁾. Der Zugang erfolgte auf der Nordseite auf einer (einst wohl mit Holz bedeckten) Lehmstaffel zwischen rechtwinklig gebogenen Mauerwangen. Neben dem Eingang befand sich eine Nische und in der Westwand noch deren zwei. Die Nischen waren mit sehr pünktlich behauenen Keilsteinen aus Tuff (wohl von Geisingen) überwölbt. Die Auffüllung enthielt Scherben und Nägel. 3 m nördlich vom Keller war ein annähernd quadratisches Loch von 1,5 auf 1,7 m und 1,5 m Tiefe, ganz erfüllt mit unbearbeiteten Steinblöcken. Zuunterst lagen zwei rotgebrannte Platten und ein eiserner Meißel.

Bissingen. Flur „Seiten“ südlich B. Voll römischer Fundamente (viele ausgebrochen), Ziegel, Mörtel und Gefäßscherben (auch sigillata).

Flur „Bürg“ westlich B. Hier grub Fribolin 1887 eine Villa aus²⁾. Sie zeigt reich ausgebildeten Grundriß mit Bad und großem 3 m tief erhaltenem kellerartigem Raum mit Quaderbemalung. In diesem Raum fand sich ein sehr schöner runder Steintisch mit reich profiliertem Fuß³⁾, ein eiserner Lampenbehälter an einer Kette, eiserne Bänder von einem Kasten mit lindensblattförmigen Ausladungen, ein Kastenschloß etc. Fribolin fand auf der „Bürg“ 2 römische Kaisermünzen.

Flur „Oberfeld“ südwestlich B. Nach Fribolin viel Mörtel, Ziegel, Gefäßscherben, noch keine Fundamente. Römische Herkunft noch fraglich.

Flur „Hohe Kallmatten“ südwestlich B. Die römische Herkunft der Fundamente, die nach Fribolin hier gefunden wurden, ist noch nicht bewiesen.

Markgröningen. Rotenacker Wald. In einem Wasserriß 150 m westlich der Wegkreuzung fand Fribolin geringe Reste römischer Fundamente und Gefäßscherben.

Nichholzhof. Zunächst des Hofes fand sich beim Graben eines Brunnens ein Bruchstück eines römischen Gefäßes von terra sigillata⁴⁾ (Oberamtsbeschreibung).

Flur „Burgstall“. Bedeutende Reste einer römischen Niederlassung, um die im Viereck eine Mauer lief. Einige

¹⁾ F. B. XVIII 46 mit Abbild. Fundort: auf dem gutsherrschaftlichen Acker 50 m einwärts der Straße nach Monrepos.

²⁾ f. Tafel II, 11. Litteratur: Württ. Vierteljahrshefte XIII 21; Westdeutsche Zeitschrift 1888, S. 230; Müller, Festschrift 1889 (mit Grundriß).

³⁾ Im Lapidarium N. 191. Haug-Sirt, N. 357, 2.

⁴⁾ Vielleicht in der Altertumsammlung, Inventar 1863 N. 381.

100 Schritte östlich wurde im Jahre 1853 eine ganze Reihe römischer Bronzegefäße gefunden¹⁾: 3 Schüsseln, 1 Schnabelfanne, 2 Kasserollen mit Seiber, 1 becherartiges Gefäß und 3 kleine Schälchen (s. Tafel II, 12, 13).

In (?) Marktgröningen wurde eine Münze des Maximinus (Thrax?) gefunden²⁾.

Asperg. Hier wurde im Jahre 1581 eine Münze des Trajanus³⁾ und 1907 am Fuße des Asperg eine Münze des Nero⁴⁾ gefunden.

Eglosheim. Die Oberamtsbeschreibung erwähnt von hier Römermünzen.

Tamm. Nach dem „Königreich Württemberg“ befindet sich auf Markung T. ein römischer Wohnplatz. Ich konnte nichts Näheres erfahren.

Hoheneck. Flur „Eglosheimer Burg“ westlich H. Hier stand eine ziemlich ausgedehnte Niederlassung, die sich nach der Oberamtsbeschreibung über 10 Morgen erstreckte. „Dasselbst stößt man allenthalben auf Fundamente, römische Ziegel, Bruchstücke von Gefäßen, namentlich von großen Amphoren, Heizröhren u. s. w.; auch römische Münzen werden zuweilen hier gefunden.“

Neckarweihingen. Flur „Au“ östlich N. „Hier ist man früher mehreremal auf Grundmauern von Gebäuden gestoßen und noch findet man daselbst zuweilen Bruchstücke von römischen Gefäßen“ (D.B.)

Flur „Schloßberg“. Hier stand eine Villa. Ein schön gearbeiteter Ring von Bronze wurde dabei gefunden. (D.B.)

Woppenweiler. Flur „Bürg“ nördlich P. Auf dem Acker des Gemeindepflegers Bühler wurde 1898 eine Mauer aufgefunden und in der Tiefe von 1 m fand sich ein zementartiger Boden. Auch Stücke von römischen Schüsseln, Mörtelstücke mit noch deutlichem Farbenstrich, sowie eine abgebrochene Steinsäule und noch verschiedene sonstige Sachen fanden sich vor⁵⁾.]

Neckargröningen. Flur „Steinböser“ nordwestlich N. Auf dem Rücken südlich vom Schießplatz wurden früher Fundamente und Ziegel ausgegraben.

Auf der „Au“ nördlich N. werden nicht selten römische Münzen gefunden (D.B.). Bekannt sind von N. 2 Münzen; Septimius Severus und Magnentius.

¹⁾ In der Altertumsammlung. Schriften des Württ. Altertumsvereins 1854, S. 12 ff. mit Abbildung von 7 Gefäßen. Belschner, Geschichte von Württemberg S. 19.

²⁾ F. B. I 39. Stälin, Württ. Gesch. 1841, I 32.

³⁾ Im K. Münzkabinet.

⁴⁾ Im Besitz des Ortsgeistlichen.

⁵⁾ F. B. VI, 5. Der Fundplatz liegt schon auf Markung Marbach.

Aldingen. Beim „Klingelbrunnen“ auf der rechten Neckarseite findet man auf einer Terrasse Fundamente, römische Ziegel und Gefäßscherben, Bruchstücke von Heizröhren und bemalten Wandverputz.

Flur „auf den Stämmen“ („zu Brunnen“) nordwestlich N. Ausgedehnte römische Niederlassung.

Ohweil. Flur „auf der Mauer“ westlich D. Römische Villa.

Ludwigsburg. Ecke der Friedrich- und Solitudestraße wurde 1905 eine Münze des Antoninus Pius gefunden¹⁾. Da sie in aufgefültem Boden lag, fällt dieser Ort als römischer Fundplatz weg.

Pflugfelden. Flur „Ried“ westlich P. beim Pumpwerk wurden schon in den 1820er Jahren Gebäudereste, namentlich steinerne Treppen, die zu Untergeschossen führten, und verschiedene Gegenstände von Bronze ausgegraben. In den 1850er Jahren fand man noch eine Menge Bruchstücke von römischen Ziegeln, Heizröhren (auch terra sigillata).

Möglingen. Flur „Sailer“ südöstlich M. Fundamente römischer Gebäude.

Flur „Ammerthal“ westlich M. desgleichen.

Ein Biergötterstein, der in der Waschküche des Schultheißen Hirsch eingemauert war, kam 1859 ins Lapidarium. Er ist sehr stark verstümmelt. Die dargestellten Götter sind: Juno, Minerva, Hercules, Victoria. Der Stein ist 1,08 m hoch²⁾.

Schwieberdingen. In den „Scheerwiesen“ östlich S., wo sich ein uralt gefaßter Brunnen befindet, sind Fundamente, römische Ziegel, Teicheln, Scherben (auch von t. sig.) gefunden worden (D. B.).

Kornwestheim. Flur „Steingrube“ 1 km östlich K. Fundamente und Ziegel.

Flur „Aldinger Berg“ östlich K. Früher reichliche Fundamente.

Flur „vorderer Weiher“. Um 1820 sollen hier behauene Steine und römische Ziegel ausgegraben worden sein.

Beim „Kapelle“ südöstlich K. wurden früher Ziegel ausgeackert. Ob römisch? Die Römerstraße („steinerne Straße“) führt hart vorüber.

In „Bazenhauser Grund“ römische Villa.

Am „Gröninger Weg“ westlich des jetzt gefaßten Ulrichbrunnens wurden beim Bahnbau Fundamente gefunden. Ob römisch, ist fraglich.

¹⁾ In der Sammlung des Historischen Vereins.

²⁾ Genau beschrieben bei Haug-Sixt N. 319.

Flur „Hofstätt“ westlich R. Römische Fundamente (noch nicht sicher).

Flur „Pfitz“ nordwestlich R. Bedeutende Fundamente und Estrichböden, römische Ziegelstücke.

Am „Böhinger Pfad“, 600 Schritte westlich von der Solituder Chaussee wurde um 1814 ein Säulenkapital gefunden.

Auf der Südseite des Dorfes stieß man vor einem Jahrzehnt etwa auf eine Wasserleitung, bestehend in Sandsteinquadern, in die eine einst wohl mit Holz abgedeckte Rinne von 20 cm Breite und 20 cm Tiefe gehauen war. Anfang September 1910 traf man etwa 400 m von hier hinter dem Schafhaus dieselbe Leitung an. Über ihr Alter steht noch nichts fest.

Stammheim. Flur „Bildäcker“ östlich S. Hier wurden römische Fundamente und steinerne Treppen gefunden.

Flur „Emmerholz“ westlich S. Im Frühjahr 1855 stieß man beim Ausstoßen eines Teils des auf der Markung Stammheim gelegenen Emmerholzes auf Mauerreste, die sich etwa über 6 Morgen ausdehnten, und fand in großer Anzahl römische Ziegel, Bruchstücke von Heizröhren, Gefäßen, behauene Steine, 2 Handmühlsteine, Waffen, Gerätschaften teils von Eisen, teils von Bronze (N. B.). Die Fundstelle ist heute noch an umherliegenden Scherben zu erkennen.

Zuffenhausen. Flur „Keuthe“ südöstlich Z. am Fuße des Burgholz. Hier fand ich Ende Februar 1911 römische Scherben und Ziegelbrocken, Anzeichen eines römischen Wohnplatzes.

In der Mühlstraße wurde 1894 eine Münze des Phlippus Arabs (244—249) gefunden; einige andere wurden verschleudert.

Bei der Maschinenfabrik an der Straße nach Stammheim fand man 1905 eine Münze des Constantius I Chlorus (250—306).¹⁾

Alle diese Wohnplätze verteilen sich ziemlich gleichmäßig über das Oberamt, halten sich aber natürlich an die vorhandenen Quellen und Wasserläufe.

Unterhalb Jahrhunderte etwa hatten die Römer das Neckarland inne, bis sie von den andrängenden Germanen vertrieben wurden. **Alamannen und Franken** ließen sich auf dem wohlgepflegten Langan Felde nieder und gründeten Ortschaften. Der Grund, warum man nie Überreste ihrer Wohnungen gefunden hat, ist darin zu suchen, daß sie ihre aus Holz gebauten Häuser nicht wie die Steinzeitmenschen etwa in den Boden eingruben, sondern auf der natürlichen Erdoberfläche errichteten. Ein Untergeschoß fehlte also ihren Häusern

¹⁾ Beide Münzen im Besitz von Stadtpfarrer Lauymann, s. J. B. XIII 27.

vollkommen. Die alamannischen Altertümer beschränken sich ganz auf die Grabbeigaben. Die Toten wurden, wie es heute noch üblich ist, in Reihen bestattet. Stets liegt bei ihnen der Kopf im Westen, das Gesicht ist also der aufgehenden Sonne zugetekehrt. Beigegeben wurden den Männern Waffen, so ein langes zweischneidiges Schwert (Spatha), ein kürzeres einseitiges Schwert (Sax) und der Schild (von dem der eiserne Buckel, der die Hand schützte, erhalten blieb), bei hervorragenden Personen auch der Helm; den Frauen Halsketten von vielfarbigen Glas- und Tonperlen und Beinkämme. Daneben finden sich in den Gräbern noch Glas- und Tongefäße, Bronzeschnallen und Gewandnadeln (Fibeln). Der Umstand, daß fast bei allen Ortschaften unseres Bezirks alamannische Reihengräber gefunden wurden, zeigt wie dicht das Lange Feld vom 4. bis 8. Jahrhundert besiedelt war und zugleich auch, daß die meisten unserer Dörfer alamannischen Ursprungs sind.

Um diesmal im Süden des Oberamts zu beginnen, so sind auf Markung

Juffenhäusen beim Eisenbahnbau in den 1840er Jahren viele Gräber aufgedeckt worden. Es wurden Lanzenspitzen, Messer, Saxe, 1 Hufeisen, Gefäßscherben, eine wohlerhaltene kleine Urne mit eingedrückten Verzierungen und eine aus vergoldetem Silber bestehende Gewandnadel (s. Tafel II, 14) gefunden. Die Nadel ist S-förmig und endet in Vogelköpfen; sie trägt Einsätze von purpurfarbigem Glas¹⁾. Auch bei den Erweiterungsbauten vor einigen Jahren wurden Gräber ange schnitten; sie enthielten aber keine bemerkenswerten Beigaben.

Stammheim. Auf den „Bildäckern“ östlich S. wurden in den 1850er Jahren 2 alte Gräber aufgedeckt.

Hornwestheim. An dem Wege nach Pflugfelden wurden im März 1845 bei den Erdarbeiten für die Eisenbahn mehrere alte Gräber aufgedeckt. Eines derselben war mit Ziegeln aufgemauert und noch gut erhalten, bei den andern waren keine Steine verwendet. Unter den Gebeinen erregte namentlich ein Schädel von ungewöhnlichen Dimensionen, welcher in dem sorgfältig hergerichteten Grabe lag, besondere Aufmerksamkeit. Von gleichen Verhältnissen zeigten sich die dazu gehörigen Schenkelknochen. Außer einer Urne, die unbeschädigt und einer Halskette von Metall, die aber stark oxydiert war, hat man auch einzelne Waffentrümmer, Lanzenspitzen, Messer und dergleichen aufgefunden. Im Mai wurde wieder ein altes Grab mit einer Menge von Menschengelbeinen, Waffenüberresten und einigen römischen Münzen aufgedeckt²⁾.

¹⁾ Abgeb. Sinderschmit Heft VIII, Tafel VIII, 3.

²⁾ Württ. Jahrbücher 1845 S. 63.

Beim Bau des Bahnwärterhauses nördlich R. wurde im Sommer 1890 ein ausgemauertes Grab aufgedeckt. In demselben befanden sich die Gebeine von mehreren Menschen und unter diesen Teile eines Speers, sowie ein Kamm¹⁾.

In der Nähe des Dorfes wurde 1893 eine Tonperle gefunden²⁾.

Am „Mühlweg“ am Ostausgang des Orts wurden Gräber mit Eisenwaffen gefunden. Funde verschleppt.

Flur „hinter den Weinbergen“ östlich R. Gräber mit Eisenwaffen.

Aldingen. In den „Halden“ nordwestlich vom Ort oben am Rand des Abhanges wurden im Jahre 1830 mehrere Reihen-
gräber aufgefunden, die außer den Skeletten alte Waffen (Saxe),
bronzene Ohrringe und Tonperlen enthielten. Ein ähnliches
Grab fand man schon im Jahre 1821 unfern dieser Stelle
bei dem „Rocher“.

Neckargröningen. Flur „Breitloch“ westlich R. Um 1830
wurden alte Gräber, die Waffen enthielten, aufgedeckt.

Ofswil. Am Südostausgang stieß im Jahre 1820 Gottlieb Renz
beim Hausbau auf ca. 40 Grabstätten, die in den Lehm
gesetzt waren und von denen nur einzelne eine Umfriedigung
mit Steinplatten hatten. Sie enthielten außer den Skeletten
alte Waffen, namentlich Saxe, glasierte durchlöcherter Ton-
kugeln u. s. w.

Ludwigsburg. Im neuen Friedhof wurden gefunden: 1 Lanzen-
spitze durch Rillen verziert, 48 cm lang, 1 Sax 66 cm lang,
1 Messer 33 cm lang, 1 Schwert 92 cm lang, 1 Schild-
buckel und Reste eines zweiten³⁾.

Pflugfelden. Am Süden des Orts Gräber mit Eisenwaffen.
In Flur „Lochremise“ 1 km östlich P. wurden vor langer
Zeit Gräber gefunden.

Möglingen. Am Weg nach Asperg wurden im Februar 1909
in einem alamannischen Grab 1 Schwert, 1 Schildbuckel und
1 Art, 1 silbertauschierte Lanzenspitze, 1 eiserne Schere, Messer,
Reste eines Beckens aus Bronzeblech und eine mit Gold be-
legte eiserne Schnalle mit roten Glaszellen gefunden⁴⁾.

Schwieberdingen. Am „Schelmenpfad“ östlich S. wurden in

¹⁾ F. B. I 13.

²⁾ Die Sammlung des Historischen Vereins besitzt von Kornwestheim
eine Haarzange, Bronze, 7 cm lang, Reste eines Kammes, Kette aus Ton-
und Glasperlen, 1 Pfeilspitze mit Widerhacken, 1 Lanzenspitze, 1 eiserne
Gürtelschnalle, Scherben, 1 Schwert unbekannter Herkunft.

³⁾ In der Sammlung des Historischen Vereins.

⁴⁾ In der Altertümersammlung Zw. A 20 a—d.

den 1840er Jahren mehrere Reihengräber aufgedeckt, die neben spärlichen Resten menschlicher Skelette verschiedene alte Waffen, Perlen von Glasfluß, Bruchstücke von Gefäßen, Knöpfe und Ringe von Bronze, eine römische Münze u. s. w. enthielten; letztere hatte ein goldenes Ohr und wurde vermutlich als Anhänger getragen (D. B.).

Im März 1882 wurde in derselben Gegend ein ausgemauertes Grab aufgedeckt, das mit einer rohen dicken Steinplatte bedeckt war; neben wenig Knochenresten fanden sich an dem erhöhten Kopfende Reste eines eisernen Helms, ferner eine noch ziemlich gut erhaltene Lanzenspitze und mehrere verrostete Eisenstücke mit Silbertauschierung¹⁾.

Markgröningen. Am Südwestausgang wurden in den 1840er Jahren alte Reihengräber aufgedeckt.

Aus Gräbern beim Richholzhof ist bei Lindenschmit, Altertümer der heidnischen Vorzeit III Heft II Tafel V 11 ein eisernes Schnitzmesser abgebildet. Über diese Gräber konnte ich nichts Näheres erfahren.

Asperg. Beim Bau der Straße zum Bahnhof wurden Flachgräber gefunden. Nur ein schwarz gefärbtes zerbrochenes Gefäß lag dabei. Schon früher waren hier Gräber mit Waffen und Perlen gefunden worden.

Eglosheim. Flur „Maurach“ nördlich E. In den 1850er Jahren wurde hier ein altes Grab aufgedeckt, das neben dem Skelett ein Schwert (Sax) enthielt.

Tamm. Am Nordwestende wurden Gräber entdeckt, die nach Fribolin wahrscheinlich neueren Datums sind.

Bissingen. Flur „Leimengrube“ südöstlich B. alamannischer Begräbnisplatz.

Flur „Furchgasse“ östlich B. wurden 1910 etwa 10 Gräber mit den gewöhnlichen Beigaben gefunden.

Flur „Hohe Kallmathen“. Fribolin verzeichnet hier an 2 Stellen Flachgräber.

Hentingsheim. Am Südostausgang wurden, nach Paulus, Reihengräber gefunden.

Benningen. 1876 wurde beim Bahnbau ein Gräberfeld angeschnitten und Hufeisen, bearbeitetes Hirschgeweih, 1 Riemenzunge von Bronze, 1 Langschwert, 1 Sax, 1 Lanzenspitze und 1 Schildbuckel gefunden²⁾.

¹⁾ Württ. Vierteljahrshefte XIII, 23.

Die Altertümersammlung besitzt von Schwieberdingen 1 Schwert mit Angel, 80 cm lang, Bronzeknöpfe und 1 Schnalle mit eingelegten Goldfäden (Zw. 535—538).

²⁾ Altertümersammlung Zw. 6365—6366.

1905 wurden wieder 12 Gräber und 1906 noch 3 aufgedeckt. Funde: Saxe, Messer, Bronzeknöpfe, Ohringe, Perlenkette, Pfeilspitzen, Gürtelschnalle, Tongefäß¹⁾.

Wir sind mit den alamannischen Funden schon nahe an die Zeit herangerückt, über die uns schriftliche Überlieferungen Aufschluß geben. Doch sind uns auch Bodenfunde aus dieser Zeit und besonders der frühen, willkommen. Ich möchte hier nur einen Fund erwähnen, der Anfang Oktober 1910 in Kornwestheim (Ulrichstraße) gemacht wurde: ein Keller oder eine Wohngrube aus dem **Mittelalter**.

Die Tiefe betrug 1,70 m bei einer Breite von 2,50 m. In der andern Richtung wurde die Grube nicht ganz aufgedeckt. Auf dem Boden lagen in einer Reihe etwa 10 Webstuhlgewichte aus Ton und die Auffüllung enthielt gebrannte Lehmbrocken vom Wandbewurf, Knochen, Scherben und Holzkohle, wie ichs auch schon in **Heutingsheim** beobachtet habe. Wir werden durch diese Funde an die Verhältnisse, wie wir sie in den Steinzeitdörfern kennen gelernt haben, erinnert.

Nachdem wir jetzt die vor- und frühgeschichtliche Besiedlung des Oberamts Ludwigsburg auf Grund der Altertümer kennen gelernt haben, wollen wir zum Schluß noch kurz die Kulturentwicklung betrachten, die wir bei den Urbewohnern unserer Heimat beobachtet haben. Wir sahen den Menschen zuerst als Jäger unser Gebiet betreten, sich nährend von dem, was die Natur unmittelbar an Tieren und Pflanzen ihm bietet. Die Natur schwingt ihr gewaltiges Szepter über ihm. Kulturbesitz hat er erst wenig. Ein roh behauener Stein ist ihm Universalwerkzeug und waffe. Holz und Bein verwendet er wohl in größerem Maße. Das Feuer hat er sich dienstbar gemacht. Was ihm an Körperkraft fehlt, ersetzt er durch Verstand und Vernunft und überwältigt auf diese Weise das gewaltige Mamut. Dann verschwindet er auf Jahrtausende aus unserer Landschaft, um in der jüngeren Steinzeit plötzlich hochkultiviert aufzutreten. Er ist inzwischen Viehzüchter, ja sogar sesshafter Ackerbauer geworden. Damit war die Grundlage für die Entwicklung von Gewerben gegeben. Aus von weither eingeführten zähen Steinen werden verschiedenartige Werkzeuge pünktlich und mit Schönheitsgefühl geschliffen. Daneben wird Bein und Holz reichlich verwendet. Von Arbeitsteilung zeugt die hochstehende Töpferei. Die Verzierungen der Tonscherben sind ein Beweis der künstlerischen Fähigkeiten der Verfertiger. Die Menschen wohnen in Fachwerks-hütten und in ganzen Dörfern beieinander, wohl unter einem Hauptling. Die Toten werden liebevoll bestattet und ihnen Speise und Trank mitgegeben. Daraus spricht ein religiöses Fühlen und Denken.

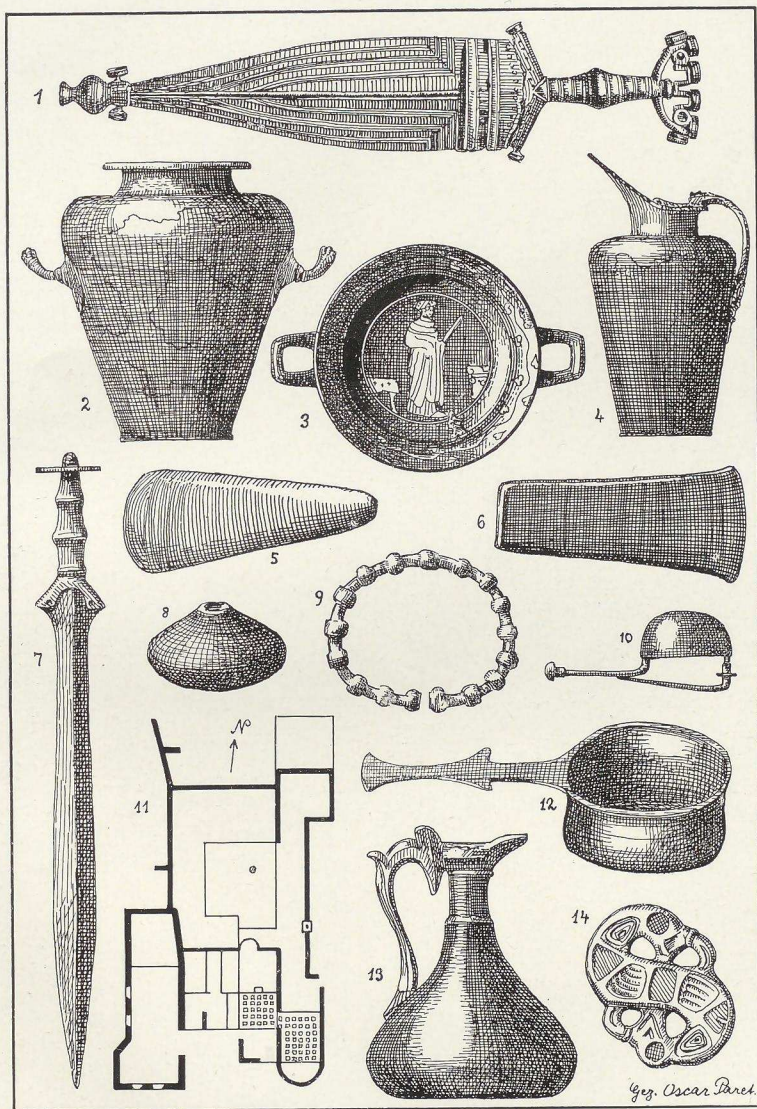
¹⁾ F. B. XIII 14 und F. B. XIV 15.

Wir sehen also die Hauptfaktoren des Wirtschaftslebens: Gewerbe, Handel und Verkehr, Kunst und Religion schon vorhanden. Der Handel bringt der Heimat ein neues Kulturgut aus weiter Ferne: das Metall. Eine neue Industrie blüht rasch empor. Das bildsame Material trägt sehr zur Entwicklung des Kunstsinnes bei. Zunächst ist es nur die Bronze, daher der Name Bronzezeit für die ganze Periode. Allmählich wird aber auch Gold und besonders Eisen verwendet und in immer steigendem Maße in der 1. Eisenzeit oder Hallstattperiode und der 2. Eisenzeit oder Latèneperiode. Über den Toten samt ihren Beigaben werden meist Grabhügel aufgeschüttet. Besondere Ehren werden dabei den zu großer Macht gelangten Fürsten erwiesen. Man opfert auf den Bergen den Göttern. In der Latènezeit weicht der Tauschhandel mehr und mehr dem mit gemünzten Edelmetallen. Der Handel wird zugleich ausgedehnter und intensiver. Bergvorsprünge werden durch davorgelegten Wall und Graben zu riesigen Volksburgen gemacht, in die man sich in Kriegszeiten mit Hab und Gut flüchtet.

Könnten wir bisher eine stetige, wenn auch bisweilen schwankende Kulturentwicklung beobachten, so tritt uns jetzt nach einer Verödung und einem Verlassensein unserer Gegend ums Jahr 100 n. Chr. plötzlich eine hochverfeinerte Kultur mit militärischem Gepräge entgegen, der wir gleich ansehen, daß sie nicht bei uns gewachsen ist. Die Römer haben unser Land besetzt, Festungen und Straßen gebaut und das Ackerland mit Wirtschaftshöfen übersät. Nach anderthalb Jahrhunderten werden sie von den aus ihrer eng gewordenen Heimat andringenden Alamannen zum Lande hinausgeworfen. Diese gründen Ortschaften, die meist heute noch bestehen. Ihre Kultur kennen wir aus den Grabbeigaben. Das Christentum läßt allmählich auch diese verschwinden. Dafür setzen aber die schriftlichen Überlieferungen ein, die die seltenen Bodensfunde ergänzen.

Wir haben jetzt den Faden der Besiedlungsgeschichte des Ludwigsburger Oberamtes vom Anfang verfolgt bis zu dem Punkt, wo ihn die Geschichte auf Grund schriftlicher Überlieferung aufnimmt. Wir verstehen jetzt die weitere Besiedlung, ja schließlich auch die Gegenwart viel besser, da wir deren Vorgeschichte kennen gelernt haben. Von diesem Gesichtspunkt aus ist die Wissenschaft des Scherbens nicht mehr trockene Gelehrtensache, wie sie es noch für viele ist, sondern sie bekommt praktische Bedeutung. Sie vermag zugleich unsre Liebe zur heimatlichen Scholle zu vertiefen, da diese uns zu erzählen vermag von unsern Vorfahren und längst vergangenen Zeiten. Es ergibt sich aber auch daraus für uns die Pflicht, an den Altertümern nicht achtlos vorüberzugehen, sondern sie als Erbe unserer Vorfahren zu schätzen und zu ehren. Ihrer

Tafel II.



1 Dolch vom Römerhügel, 1:4; **2, 3, 4 Gefäße** vom Kleinaspergle, 2 und 4 = 1:10, 3 = 1:6; **5 Steinbeil** von Schwieberdingen, 1:4; **6 Kupferbeil** von Kornwestheim, ca. 1:3; **7 Schwert** von Neckarweihingen, 1:6; **8 Tonwirtel** vom Täle, 1:7/3; **9 Armband** vom Asperg, 1:3; **10 Paukenfibel** vom Osterholz, 1:2; **11 römische Villa** von Bissingen, 1:750; **12, 13 römische Gefäße** vom Aichholzof, 12 = 1:7, 13 = 1:6; **14 alamannische Fibel** von Zuffenhausen, 2:3.

geg. Oscar Parck.

Pflege und geschichtlichen Verwertung dient die Staatssammlung vaterländischer Altertümer und das kgl. Landeskonservatorium. Diese Behörde ist natürlich, um ihrer Aufgabe ganz gerecht zu werden, auf Lokalforscher angewiesen. Ich möchte daher zum Schluß die Bitte an die Lehrer und Pfarrer im Bezirk richten, durch Belehrung in und außer der Schule dahin zu wirken, daß Zufallfunde gegebenenfalls durch sie dem Konservatorium mitgeteilt werden. Vielleicht wird der Eine oder Andre, wenn er in dieser Zusammenstellung sieht, wie viel in seinem Orte schon gefunden wurde, dazu ermuntert, selbst weiter zu suchen. Die Grundlage ist gegeben. Jetzt heißt's: darauf weiterbauen!



Politische Briefe von D. F. Strauß.

Mitgeteilt von Dr. Otto Leuze in Stuttgart.

Briefe von Strauß! Aber, um es sofort zu sagen, keine bis jetzt ungedruckten! Sie sind gedruckt, freilich ohne Angabe des Namens, nur mit einer Chiffre gezeichnet, an einem Ort, an dem sie so ziemlich verloren, jedenfalls ungemein schwer zugänglich sind. Dieser Umstand zusammen mit dem prächtigen, zum Teil wirklich packenden Inhalt der Briefe schien mir — und der Herausgeber dieser Zeitschrift hat sich meiner Ansicht angeschlossen — eine Zusammenstellung und einen Neudruck zu rechtfertigen. Der Fundort aber und zugleich der Ort, für den sie seinerzeit geschrieben wurden, ist die Zeitung „Die Zeit, Tageblatt für Politik, Handel und Wissenschaft, unter Mitwirkung von L. Häuffer, R. v. Mohl¹⁾, G. Meißner, Dav. Strauß und G. Zeller redigiert von A. Lammer²⁾“, eine Zeitung, die in Frankfurt a. M. erschien, aber leider nur $\frac{5}{4}$ Jahre, vom 18. März 1861 bis 30. Juni 1862 ihr Dasein fristen konnte. Ihre Entstehung²⁾ verdankte sie besonders dem Betreiben des bekannten Frankfurter Arztes, Politikers und Philantropen Dr. G. Varrentrapp. Sie sollte neben der bereits bestehenden und in München unter R. Brater's Leitung erscheinenden „Süddeutschen Zeitung“ einen Mittel- und Sammelpunkt für die Nationalgesinnten in Süddeutschland bilden. Aber freilich, den Gedanken des Deutschen Reichs unter Preußens Führung zu verbreiten, war damals überhaupt, und insbesondere in Süddeutschland eine außerordentlich schwierige Aufgabe. Denn — die folgenden Briefe Straußens legen es zum Teil in ergreifender Weise dar — was damals in der auswärtigen und inneren Politik Preußens geschah, war wenig geeignet, den Beruf

¹⁾ R. von Mohl verschwindet mit der Nummer vom 4. Juni 1861 vom Titel.

²⁾ Vgl. zum Folgenden A. Emminghaus, August Lammer's. Lebensbild eines deutschen Publizisten und Pioniers der Gemeinnützigkeit aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Dresden 1908. S. 95 ff.

Preußens zur Führung der deutschen Angelegenheiten zu bezeugen. So konnte sich die „Zeit“ nicht lange halten, die Opfer für zwei der gleichen Tendenz huldigende Blätter in Süddeutschland erwiesen sich als zu groß, und die „Zeit“ wurde am 1. Juli 1862 mit der „Süddeutschen Zeitung“ verschmolzen, welch' letztere nun in Frankfurt a. M. erschien, bis auch sie nach nicht ganz fünfjährigem Dasein im Juni 1864 ihr Erscheinen einstellen mußte.

Wie Strauß zur Mitarbeit an der „Zeit“ gekommen ist, lassen wir uns am besten von ihm selbst sagen. Am 26. März 1861 schreibt er an Gerwinus¹⁾: „Daß ich der „Zeit“ als Mitarbeiter beigetreten bin, wissen Sie. Zwar machte mich das Fehlen Ihres Namens stutzig, und ich erklärte es mir aus der bekannten politischen Differenz, in der ich auf Ihrer Seite stehe; doch da meine Mitarbeiterschaft vorzüglich für die Beilage²⁾ gewünscht war, und auch das politische Programm im Allgemeinen immer das unsrige ist, trug ich kein Bedenken, Häusser's Einladung anzunehmen. Gleichwohl möchte ich doch genauer wissen, wie Sie sich zu dem Unternehmen verhalten. Meine Chiffre ist Capricornus³⁾, damit Sie mich künftig kennen.“

Diesem Zeichen bin ich nachgegangen und habe dabei, was die politischen⁴⁾ Beiträge Straußens anbelangt, in den $\frac{5}{4}$ Jahrgängen die im Folgenden abgedruckte Ausbeute gemacht, über die sich gewiß jeder Verehrer von Strauß und, weit darüber hinaus, jeder Patriot von Herzen freut. In dem Jahre, da wir auf ein 40jähriges Bestehen des einst so heiß ersehnten neuen Deutschen Reichs zurückblicken, ist es besonders ergreifend und stimmt zur Dankbarkeit gegen unsre Väter und zum Vertrauen im Blick auf die Zukunft zugleich, wenn wir solche von echter Vaterlandsliebe und von unbeugsamem Optimismus getragenen Zeugnisse aus den Tagen des Kampfes lesen, Zeugnisse, die nebenbei einen höchst wertvollen Beitrag zur schwäbischen Selbstbeleuchtung und Selbstkritik bilden.

¹⁾ Vgl. Ausgewählte Briefe von D. F. Strauß. Herausgegeben von G. Zeller, Bonn, 1895, S. 431.

²⁾ Tatsächlich sind die Beiträge Straußens ziemlich gleichmäßig auf Hauptblatt und Beilage verteilt.

³⁾ Das Zeichen des Steinbocks.

⁴⁾ In dem chronologischen Verzeichnis der Schriften von Strauß, das dem 12. Bande der „Gesammelten Schriften von D. F. Strauß, Herausg. von G. Zeller Bonn 1878“ angefügt ist, ist von den im Folgenden abgedruckten Briefen nur einer, nämlich No. 2, Böckhs Rede, angeführt. Drei andere Aufsätze von Strauß aus der „Zeit“, die dort genannt werden, haben keinen politischen Inhalt.



1.

Bom Neckar, 21. März 1861.¹⁾

Durch die Zeitungen läuft eine Adresse der Mitglieder des Nationalvereins in Gera, worin sie den in Oßlingen beigetretenen Württembergern ein frohes „Spät kommt ihr, doch ihr kommt!“ zurufen; wie schon früher ein Hauptförderer des Vereins diesem zu der endlichen Eroberung der hartköpfigen Schwaben ganz besonders Glück gewünscht hatte. Eine Eroberung war es in der That, und die gleichzeitig an die deutschen Brüder in Osterreich erlassene Ansprache zeigte deutlich den Vorbehalt, unter dem man sich den Bestrebungen des Vereins angeschlossen haben wollte. Von dieser Ansprache wurde freilich zur unangenehmen Überraschung der Absender in Osterreich wenig Notiz genommen, ja man hat sich hernach von dort aus nicht undeutlich die diesseitige Einmischung in die österreichische Krise verboten. Nichts kann auch klarer sein, als daß der Umbildungsprozeß, in welchem die übrigen deutschen Staaten begriffen sind, von ganz anderer Art und Natur ist, als der jetzt in Osterreich vor sich geht, und daß dieser letztere erst sein Ende gefunden haben muß, ehe die deutsch-österreichischen Lande in den ersteren hineingezogen werden können. Sonderbar, daß uns so die Brüder an der Enns selbst den Rat geben, vorerst Kleindeutsche zu sein, während hier am Neckar Name und Sache noch immer gebrandmarkt und geächtet ist. Daß auch hierin uns die Italiener beschämen müssen! Die haben sich auch bis auf weiteres mit einem Kleinitalien begnügt, um nur erst einen Anfang zu gewinnen: und bei uns will man nicht begreifen, daß von dem sogenannten Kleindeutschland nur diejenigen Ursache haben, schlecht zu reden, die überhaupt kein Deutschland wollen, weil sie sich beim Particularismus wohl befinden. Doch von Italien will man hier vollends nichts wissen, und nirgends ist dem Herrn Vincke sein Antrag in der preußischen Abgeordnetenkammer übler genommen worden. Die Fassung desselben ließ das Mißverständnis zu, als wäre idealer deutscher Kosmopolitismus im Spiele; aber hätte nun Vincke gesagt, was er ohne Zweifel eigentlich sagen wollte: daß wir Deutschen erst Deutschland erobern sollen, ehe wir an Eroberung und Behauptung fremder Länder denken, daß gegen den ermöglichten Gewinn an innerer Einigung der Verlust nach außen gering anzuschlagen sei: wie wäre er da erst angekommen? Unmittelbar läßt sich freilich, was in Italien geschehen ist und geschieht, nicht auf die deutschen Verhältnisse übertragen; ein Pessimist könnte sagen: es steht noch nicht so gut bei uns, weil es noch nicht so schlecht steht, denn selbst Kurhessen ist doch noch immer kein Neapel; dagegen freilich auch ein

¹⁾ Probeblatt No. 6. 23. März 1861.

Optimist im Ernst sagen könnte, es stehe noch nicht so schlecht, sofern Herr v. Schleinitz kein Cavour, auf einen deutschen Garibaldi aber so bald noch keine Aussicht sei. Aber wenn auch die Situation und die durch sie angewiesenen Mittel und Wege verschieden sind, so ist doch das Ziel im Wesentlichen dasselbe, und wenn Wilhelm I. kein Victor Emanuel, so bleibt doch Preußen unser Piemont. Ob, wenn die (will's Gott friedliche) Bewegung sich einmal unsern Grenzen nähert, die Schwaben aus ihren Bergen Abruzzen machen werden, ist abzuwarten.

2.

Böckhs Rede.¹⁾

Vom Neckar, 28. März 1861.

Böckhs akademische Reden sind längst dafür bekannt, als getreue Barometer die jeweilige Beschaffenheit der geistigen Hof- und Regierungsatmosphäre in der preussischen Hauptstadt anzuzeigen. Die freisinnige Denkweise des berühmten Philologen ist außer Streit, aber ebenso erprobt sein diplomatischer Tact, vermöge dessen er seinem Freimuth jedesmal nur soweit Sprache giebt, als diese höchsten Ortes ertragen werden mag. War so letzten Herbst seine Rede am Jubelfeste der Berliner Universität ein beachtenswerthes Wetterzeichen für die wissenschaftliche und religiöse Stimmung jener Sphären, so ist es die Festrede zur königlichen Geburtstagsfeier, die die „Zeit“ dieser Tage mittheilt, in ähnlicher Art für die politische. Damals gab eine Verschweigung (des Namens Hegel unter den vom Redner aufgeführten Größen der fünfzigjährigen Hochschule) dem Kundigen ein Programm des Ministeriums Bethmann-Hollweg, das dieses seitdem um keine Linie überschritten, das es noch in den jüngsten Tagen durch die Berufung Ullmanns recht grell bethätigt hat. In der dießmaligen Rede brauchen wir uns nicht an Verschweigungen zu halten. Einerseits freilich ist sie eben nur wie die Lage selbst: schwankend und unsicher. Sie macht auf die allseitigen Schwierigkeiten aufmerksam, unter denen König Wilhelm I. die Regierung angetreten; und daß sie für diese die Lösungen nur unbestimmt anzudeuten weiß, ist nicht des Redners Schuld. Dennoch ist uns an seinen Andeutungen Manches aufgefallen. Wenn er als Hort des politischen Bestandes die erbliche Monarchie hinstellt, so ist das ganz in unsrem Sinn: monarchisch denken wir auch, nur nicht eben so dynastisch. Des nicht endenden Lobes auf Friedrich Wilhelm IV. sind wir hier außen herzlich satt, und von der Landestrauer über

¹⁾ No. 2. 4. April 1861. Beilage.

seinen Tod haben wir außer den Kreisen der „Kreuzzeitung“ nichts wahrgenommen. Des huldumflossenen Antlitzes des Hochseligen mochte der von ihm oft angestrahlte Redner dankbar gedenken; aber daß derselbe ein Stern gewesen, der dem Schiff des Staates auf seinen gefährvollen Bahnen geleuchtet, das muß doch selbst den besterntesten Zuhörern in der Panegyris seltsam geklungen haben, und unter der Bewegung der Geister, der er mit voller Seele entgegengekommen sein soll, können wir nur die rückwärtsgehende verstehen.

Böckh freilich wird gewußt haben, wie er zu sprechen hatte: uns aber macht eben dieß bedenklich, ob man dort ernstlich gemeint sein könne, mit einem Regierungssystem zu brechen, für dessen hingegangenen Träger man noch so unwahres Lob in Anspruch nimmt. Die Schwierigkeiten der Lage betreffend, führte der Redner nur der polnischen und etwa noch der katholischen gegenüber eine feste Sprache; bei der feudalen könnte uns sein flaves intra muros peccatur et extra beunruhigen, und auch in Betreff der deutschen Verhältnisse ist er uns viel zu diskret. Hölty's „Ab' immer Treu' und Redlichkeit“ ist ein schönes Lied und Ehre dem, der es in Ausübung bringt: zum politischen Wahlspruch aber reicht es nicht aus; der alte Fritz wenigstens hat es gewiß nicht auf seiner Flöte gespielt, als er in Schlessien einrückte und die Größe der preußischen Monarchie begründete.¹⁾

3.

Aus Württemberg, 31. Mai 1861.²⁾

Daß an so verschiedenen Stellen Entwürfe zu Vereinen aufzutauchen, welche Seitenstücke des Nationalvereins werden sollen, ist jedenfalls eine beachtenswerte Erscheinung. Als Zeichen, wie allgemein im deutschen Volke die Notwendigkeit gefühlt wird, daß, wenn es gerettet werden will, es sich selbst retten müsse, wie allgemein aber auch die Einsicht durchgedrungen ist, daß zwischen tatlosem Warten auf den guten Willen der Regierungen und der Revolution viele Mittelwege liegen, jeder immer noch erspriesslicher als die letztere, als Zeichen davon könnte man jene Erscheinung sogar willkommen heißen. In der That jedoch ist sie nur ein Beweis, wie sehr uns Deutschen, bei allem lobenswerthen politischen Fortschritt der letzten Jahre, „der Doctor noch im Leibe steckt“. Es ist der Doctor, der um jeder geringfügigen Abweichung wegen nicht Hand in Hand mit dem andern gehen zu können meint, der nicht einsieht, daß in

¹⁾ Dieser letzte Satz ist angeführt bei Th. Ziegler, David Friedrich Strauß, II. 2, Straßburg 1908, S. 646.

²⁾ No. 52. 4. Juni 1861

politischen Dingen die höchste Weisheit nicht ist, seine Meinung in allen Stücken durchzusetzen, sondern von dieser so viel fallen zu lassen, als geschehen kann, ohne die Hauptsache zu beeinträchtigen, und geschehen muß, um die Zustimmung möglichst vieler zu erzielen. Das Programm des Nationalvereins, sollten wir denken, wäre weit genug, daß Alle, denen es um das Eine, was uns jetzt noth thut, zu thun ist, sich darunter vereinigen könnten; und daß Alle dies wirklich thun, ohne sich durch untergeordnete Meinungsverschiedenheiten seitab locken zu lassen, daß alle Bächlein und Bäche deutscher Gesinnung sich in diesem Strom vereinigen, ist der Verstärkung des moralischen Drucks wegen, den der Nationalverein zu üben bestimmt ist, höchst wünschenswerth. Das Berliner Project scheint an der wunderlichen Heiligkeit seines Urhebers vorerst gescheitert; wir können auch dem Freiburger, bei aller Achtung vor der patriotischen Absicht und ganz abgesehen von dem Inhalt des verheißenen Programms kein besseres Gedeihen wünschen.

4.

Aus Württemberg, 1. Juni 1861.¹⁾

Daß Sie dem Vorschlag eines Ihrer Mitarbeiter, dem Bunde zwischen dem zu einigenden Deutschland und Oesterreich eine Garantie Venetiens zur Grundlage zu geben, eine Bedingung hinzugefügt haben, die ihn thatächlich beseitigen dürfte, ist für viele Ihrer Leser eine Beruhigung gewesen. Denn wenn ein Blatt wie die Augsburger „Allgemeine Zeitung“ auch dadurch so gemeinschädlich wirkt, daß es durch Aufregung und theilweise auch nur Vorspiegelung deutscher Sympathieen Oesterreich in seiner Hartnäckigkeit Italien gegenüber bestärkt, so könnte es nur höchst beklagenswerth sein, wenn der Schein entstände, als ob gar auch in den Kreisen Ihres Blattes von einer Sache wie der Garantie Venetiens als etwas Wünschenswerthem oder auch nur Möglichem die Rede sein könnte. Sollen wir uns etwa dafür schlagen, daß auch fernerhin in unserem Mainz ein italienisches Regiment liege, von dem wir allen Vorzeichen nach, wenn der Franzose käme, zu gewärtigen hätten, daß es zu ihm überliefe? Oder können wir es für eine nationale Pflicht ansehen, dem ohnehin aufs Außerste entkräftigten Staatskörper Oesterreichs einen offenen Schaden zu erhalten, der ihm die letzten Säfte vollends abzapsen muß? Glaubt man denn einerseits, Oesterreich, das bis daher nichts ersprießliches mit Venetien zu machen gewußt, werde dies künftig im Stande sein? und hofft man andererseits, eine Provinz,

¹⁾ No. 52. 4. Juni 1861.

die sich gegen das bisherige zerstückelte Italien nur mit unverhältnismäßigen Opfern behaupten ließ, werde gegen das geeinigte Italien mit irgend welchen Opfern auf die Dauer zu halten sein? Ich gestehe, daß mir eine Vorstellungsweise, die dies möglich findet, ein vollständiges Räthsel ist. Und um geschichtliche Möglichkeit handelt es sich doch hier, nicht um den Eigensinn eines persönlichen Ehrenhandels. Die angebliche Nothwendigkeit des italienischen Festungsvierecks zur Vertheidigung Deutschlands aber ist eines jener Orakel, wodurch sogenannte militärische Autoritäten, sich den Schnurrbart streichend, die Laien zu verblüffen suchen. Man braucht indeß keine militärische Autorität zu sein, um einzusehen, daß die Behauptung von Festungen, die eine unverföhnlich grollende Provinz im Rücken haben, sich vielleicht militärisch eine Zeitlang durchsetzen, aber unmöglich in die Länge politisch verlohnen kann. Man wird die Grenzstreifen Welschtyrol und Istrien sogar leichter zu Paaren treiben, wenn nicht mehr eine große italienische Provinz an ihnen hängt und mit ihnen zu behaupten ist.

5.

Aus Württemberg, 19. Juni 1861.¹⁾

An der officiösen Auslassung unseres „Staatsanzeigers“ über die Verdächtigungen, welche von den Organen des Nationalvereins gegen die Regierungen der Mittelstaaten ausgesprengt worden sein sollen, haben wir uns pflichtschuldig erbaut. Besonders erbaulich war uns auch, zu sehen, wie in dem Tadel der Bestrebungen des Nationalvereins auf der einen und dem Preise der sonderstaatlichen Glückseligkeit und Zufriedenheit gedachter Mittelstaaten auf der andern Seite der französische „Moniteur“ mit dem württembergischen „Staatsanzeiger“ so schön zusammenstimmt. Dem Organ des französischen Kaisers ist es ja selbstverständlich nur um die Erstarkung Deutschlands zu tun, und so sollten wir uns billig von ihm warnen lassen, Bestrebungen nachzuhängen, die uns am Ende gar dahin führen könnten, „die benachbarten Länder vor uns zittern zu machen.“ Daß freilich eine solche Stellung dem eigenen Land und Volke nicht immer zum Heil gereiche, lehrt uns das Beispiel des napoleonischen Frankreichs von heute wie vor fünfzig Jahren; allein so hoch streben wir auch gar nicht; wir wären zufrieden, von unsern Nachbarn nur einmal geachtet, als eine Nation anerkannt zu sein, der nicht jeder Gassenbube ungestraft in den Bart greifen darf. Dazu will uns nun der württembergische „Staatsanzeiger“ einen sichereren Weg

¹⁾ No. 67. 21. Juni 1861. Beilage.

zeigen als der Nationalverein, sofern die von diesem vorgeschlagenen Mittel zu „unabsehblichen Bürgerkriegen“, und damit vielmehr zur Schwächung Deutschlands dem Auslande gegenüber führen sollen. Die Bürgerkriege würden nämlich daraus entspringen, daß die Durchführung der Pläne des Nationalvereins die Mittelstaaten „unfehlbar in preußische Provinzialstaaten verwandeln müßte“. Was Provinzialstaaten sind, bekennen wir nicht zu wissen; allein wir merken: „preußische Provinzen“ mochte der „St.-Anz.“ nicht sagen, weil dies den ausgesprochenen Grundsätzen des Nationalvereins zu augenscheinlich entgegenliefe, und „unter einer Centralgewalt vereinigte Staaten“ auch nicht, weil das nichts so unerträgliches wäre, um die endlosen Bürgerkriege zu rechtfertigen. Aber freilich den Regierungen der Würzburger Convention erscheint jede Schmälerung ihrer sonderstaatlichen Selbstherrlichkeit als eine Herabsetzung zur bloßen Provinz, und dagegen würden sie kaum Bedenken tragen, sich, wenn es möglich wäre, mittelst „unabsehlicher Bürgerkriege“, sei es auch, daß bald genug sich das Ausland darein mischte, zu wehren. Wir glauben indessen, daß solche Bürgerkriege durch den natürlichen Verstand des deutschen Volkes weit schneller zu beenden sein würden, als leider die jezige Haupt- und Ratlosigkeit durch die Verständigung der Regierungen. Im Grunde gesteht somit der „Staatsanzeiger“ deutlich genug, daß und warum er Preußen, wie der Nationalverein es haben möchte, für einen gefährlicheren Feind der Mittelstaaten hält und darum unfreundlicher ansieht als Frankreich. Dem letzteren gegenüber, meint er, würde das deutsche Nationalgefühl nicht dulden, daß die Existenz irgend eines deutschen Staats, „und sei es des kleinsten“, auf die Dauer durch dasselbe gefährdet werde: wenn der „St.-Anz.“ Preußen gegenüber einen ähnlichen Widerstand des Nationalgefühls sich nicht zu versprechen wagt, so kann dies seinen Grund nur darin haben, daß er der Bärtlichkeit dieses Nationalgefühls für den Fortbestand aller dermaligen deutschen Souveränitäten, selbst der kleinsten, doch nicht recht traut. Die Sache steht mithin auch nach der Auslassung des württembergischen „Staatsanzeigers“ noch immer so: gewissen deutschen Regierungen geht ihre sonderstaatliche Selbstherrlichkeit über Alles, und sie haben allen Grund, ihr von dem Nationalfeinde mehr Schutz zu versprechen, als von dem Nationalverein. Aber eben darum dürfen sie sich nicht beklagen, wenn diejenigen, denen die einheitliche Erstarkung der deutschen Nation über alles geht, sie als die natürlichen Verbündeten des Nationalfeindes betrachten und jede ihrer Bewegungen überwachen, um das Vaterland vor unvorhergesehenem Schaden zu bewahren.

6.

Heilbronn, 27. Dezember 1861.¹⁾

Die hier begonnenen Vorträge zu Gunsten der deutschen Flotte unter Preußens Führung nehmen einen erfreulichen Fortgang; aber sie nehmen ihn, wie man alle Tage hören kann, nicht um ihres Zweckes willen, sondern trotz desselben. Man freut sich der Gelegenheit zu geistiger Unterhaltung in einer sonst vorwiegend mit Handel und Industrie beschäftigten Stadt; aber man läßt die Erreichbarkeit des politischen Zwecks, dem sie dienen soll, dahingestellt, oder verwahrt sich gar gegen die Voraussetzung des Einverständnisses mit demselben. Freilich liegt unser Schwaben weit vom Meere, das ist richtig. Freilich klebt dem Württemberger von Hause aus etwas Eigenbrödlisches an, das ist nicht zu läugnen. Auch die alte Abneigung des Süddeutschen gegen den Norddeutschen, den Preußen insbesondere, kommt ins Spiel. Und die elenden Schlagworte von beabsichtigter Ausschließung Österreichs, von Groß- und Kleindeutschland, Schlagworte, die nächstens überall sonst außer Kurs gesetzt sind, in unsern Bergen und Thälern haben sie noch nicht aufgehört zu spuken. Das alles mag richtig sein; aber die wahre Ursache der beklagten Erscheinung ist es nicht. Was uns hier außen das Werben für Preußen so schwer und nächstens unmöglich macht, ist Preußen selbst. Man fühlt sich nicht versucht, einer Regierung sich anzuschließen, die bisher nach außen ebensoviel Schwäche als nach innen Starrheit und Mißtrauen gegen jede entschiedene Fortschrittsbewegung gezeigt hat. Man findet die Zumuthung seltsam, einen Fürsten an die Spitze Deutschlands stellen zu sollen, dem die deutschen Farben nur eben nicht zuwider sind. Wer es Viktor Emanuel verdankt, daß er nicht lieber von Gottes Gnaden König von Sardinien geblieben, als durch den Willen der Nation König von Italien geworden ist, der wird die preußische Gottesgnade aufs Spiel zu setzen fürchten, wenn er dem Nothrufe des deutschen Volkes sein Ohr leiht. Das ist es, was auf den soeben noch frisch entbrannten Eifer für Deutschlands Einigung durch Preußen kaltes Wasser gießt, was dem Patrioten die für die Zwecke des Nationalvereins rührigen Hände zu lähmen droht. Zweierlei Menschenklassen sind es, die sich über diese Wendung der Dinge lustig die Hände reiben. Fürs erste die — Frösche, die, was sie im ersten Schrecken für einen gefräßigen Storch hielten, sich als gemüthlichen König Klop entpuppen sehen: ich meine diejenigen unter unsern deutschen Fürsten, die (doch dergleichen gibt es ja wohl keine) lieber Deutschland zu Grunde gehen sähen, als ein Titelchen ihrer Suveränität von Napoleons I. Gnaden zum Opfer zu bringen. Zweitens, und mit noch mehr Grund, lachen die Republikaner von 1848 und 49 in

¹⁾ No. 227. 28. Dezember 1861. Beilage.

die Faust, die zwar abzuwarten gelernt, aber darum ihre eigentliche Parole keineswegs vergessen haben. Daß es mit dem Particularismus in die Länge nicht mehr geht, ist ihnen so klar wie uns; wenn es uns aber mit der monarchischen Spitze nicht gelingt, weil sich für den Hut, unter den wir das Ganze bringen möchten, der Kopf nicht findet, so scheint die Zukunft ihnen zu gehören. Unsre Hoffnungen und Erwartungen sind nun auf die neue preussische Kammer gerichtet, deren Wahl wir mit gespannter Aufmerksamkeit und steigender Freude begleitet haben. Sie wird, wir sind es überzeugt, nicht bloß für Preußen, sondern auch für Deutschland ihre Schuldigkeit thun. Diese besteht aber nach unserm Dafürhalten nicht darin, daß das bisherige System des Schonens und Leisetreuens fortgesetzt, sondern daß von jetzt an fest aufgetreten, unumwunden mit der Sprache herausgegangen wird. Den Bruch, den man für diesen Fall in drohende Aussicht gestellt, halten wir lange nicht für so schlimm als die Fortdauer des bisherigen Lähmungszustandes. Ein Bruch hat immer wenigstens das Gute, daß man von da an weiß, woran man miteinander ist, und nun mit ganzer Kraft arbeiten kann, statt daß man bisher den besten Theil derselben ruhen lassen mußte.

7.

Ist kein König von Gottes Gnaden da?')

In wenigen Tagen werden der Erkorene des französischen Volks und Preußens König von Gottes Gnaden ihre Kammern um sich versammeln. Es ist wahrhaftig nicht Spott, daß wir den letztern so bezeichnen, sondern weil wir aufrichtig wünschen, daß er sich als der, den er sich so gerne nennt, bewähren möge. Denn in der That, nie hat Preußen einen König von Gottes Gnaden, nie Deutschland einen gottbegnadigten König von Preußen dringender nötig gehabt. Es war ein tröstlicher Glaube unsrer Alten, daß dem gebornen und selbst dem gewählten Fürsten (denn auch unsere Kaiser wie die geistlichen Fürsten schrieben sich von Gottes Gnaden) Gott durch eine unctionem internam characterisantem, wie die Staatsrechtslehrer es nannten, mit dem Herrscherrecht auch die Herrschergaben der Weisheit und des Muthes, eine höhere, Achtung und Gehorsam gebietende Weihe mittheile. Es war ein schöner Glaube; nur die Wirklichkeit entsprach ihm nicht. Es fanden sich zu viele gekrönte Häupter, bei denen neben der äußeren von einer inneren Salbung nichts zu spüren war. Es fanden sich Fürstenhäuser, von denen die Gnade, nach-

1) No. 240. 14. Januar 1862.

dem sie längere Zeit auf ihnen geruht hatte, mit Einem Male für immer gewichen schien. Die Karolinger in älterer, die Stuarts und die Bourbonen in neuerer Zeit sind Beispiele davon. Sie gingen unter, weil sich bei den späteren Sprößlingen zu dem Salböl des Priesters die Gottesgnade schlechterdings nicht mehr finden wollte. Was war denn nun aber diese Gnade, die den genannten Fürstenthümern abhanden gekommen war? Nichts anderes als das Verständniß ihres Volks und ihrer Zeit. Die Stuarts verstanden das reformierte England und seine Bedürfnisse nicht; die Bourbonen konnten sich in das neue Frankreich seit 1789 nicht mehr finden: darum gaben sich beide Völker andere Dynastien, von denen sie ein offeneres Verständniß, ein willigeres Eingehen in ihre Bedürfnisse und Wünsche hofften. Und hat nicht England so eben einen Fürsten begraben, der, zur hohen Ehre seiner deutschen Heimat, lebenslang bestrebt war, seiner königlichen Gemahlin dieses Verständniß zu vermitteln, in dieser Hingabe sie zu bestärken? Den Franzosen ist das Experiment weniger gelungen; oder vielmehr verdarben sie durch ihre Ungeduld sich selbst das Spiel. Unter den Nachfolgern Wilhelms III. in England waren manche um kein Haar besser oder klüger als die letzten Stuarts; darum schritten aber die Engländer nicht sofort zu einer neuen Revolution, sondern lebten der Zuversicht, durch festes Beharren und Fortarbeiten auf dem einmal gelegten Grunde das, was sie wünschen, zuletzt doch zu erreichen. Hätten die Franzosen dieselbe Geduld gehabt, so würden sie jetzt unter Ludwig Philipps Enkel dasjenige genießen, was sie unter dem Großvater vergeblich, weil mitunter auch nicht in der rechten Art, zu erlangen suchten. Aber haben sie denn jetzt, unter dem Erwählten der Millionen, das nicht was sie wollten? Das was sie verdienen, haben sie gewiß, im Grunde aber auch was sie wünschen. Wenn der ein Herrscher von Gottes Gnaden ist, der sein Volk und seine Zeit versteht, und beide danach zu behandeln weiß, so kommt dieses Prädicat Napoleon III. vor allen Herrschern unsrer Tage zu. Er kennt die Springsfeder, durch welche alle Kräfte seines Frankreich in Bewegung zu setzen sind, wie er alle schadhafte Stellen kennt, an welchen den auswärtigen Staaten beizukommen ist. Er weiß, daß die Sucht nach Glanz und Übermacht die innerste Leidenschaft des heutigen Franzosen ist; daß die Aussicht auf Herrschaft und Beute nach außen ihm die Knechtschaft im Innern langehin erträglich macht. Ein edler Zug an dem französischen Nationalcharakter ist dies freilich nicht; und der wahre Herrscher von Gottes Gnaden sollte nicht die schlechten Seiten an dem Charakter seines Volkes auszubeuten, sondern die guten hervorzuziehen und zu entwickeln suchen, nicht den unlauteren Gelüsten derselben zu schmeicheln, sondern seinen wahren Bedürfnissen und berechtigten Wünschen entgegenzukommen wissen.

Einen solchen Fürsten aber, welches Volk der Erde verdiente ihn mehr als das deutsche, und dieses eben im jetzigen Zeitpunkt? Die Triebe, die sich jetzt in ihm regen und nur nach der entbindenden und leitenden Hand sich sehnen, sind die reinsten und edelsten, die eine Nation durchdringen können. Da ist nichts von Herrsch- und Raubsucht nach außen, kein Gelüsten nach Unordnung und Gesetzlosigkeit im Innern; der Deutsche will nur ein deutsches Vaterland haben, will Deutscher, nicht mehr bloß Braunschweiger oder Mecklenburger sein, will einem Staate, einem Volke angehören, das im Rathe der Völker seine Stelle und über dessen gemeinsame Angelegenheiten er selbst auch eine Stimme habe. Wer unter den deutschen Fürsten ihm dazu helfen wird, und zwar helfen in deutscher Art, mit Achtung vor dem Recht und möglichster Vermeidung von Gewalt, den wird er als seinen Helden und Retter begrüßen; und wenn derjenige es thut, der den ersten Beruf dazu hat, dann wird uns Wilhelm I. ein König von Gottes Gnaden nicht im Sinn einer abgestorbenen Formel, sondern in dem der lebendigen Geschichte heißen; dann wird auch die Besorgniß schwinden, daß die Gottesgnade im Geschlechte der Hohenzollern sich an dem gottlosen Friedrich II. erschöpft und für seine Nachfolger nichts mehr übrig behalten habe.

8.

Die württembergische Demokratie.¹⁾

Aus Württemberg, 27. Februar 1862.

Daß derjenige Teil unserer schwäbischen Demokratie, der sich dem Nationalverein angeschlossen, in dem unfruchtbaren Notenwechsel der deutschen Regierungen über die deutsche Frage eine Veranlassung findet, sich den Beratungen des Vereins bis auf weiteres fernzuhalten, darf Sie nicht wundernehmen. Ist doch diese schwäbische Demokratie gar wunderlich zusammengesetzt. Ein Teil derselben, und weder der unbegabteste noch untätigste, besteht aus Ultramontanen, wie ja deren einer das sogenannte Blochinger Programm zu unseren letzten Abgeordnetenwahlen entworfen hat. Daß diese zu Osterreich neigen und nur ungern und der damaligen Meinungsströmung nachgebend sich einem Verein angeschlossen haben, der die preußische Führung im Programm hatte, ist natürlich und bekannt.

¹⁾ No. 280. 1. März 1862. — Diesen Aufsatz habe ich aus Anlaß der Enthüllung des Straußdenkmals in Ludwigsburg am 21. Mai 1910 im Stuttgarter „Neuen Tagblatt“ veröffentlicht. Dank der gütigen Erlaubniß der Redaktion kann ich ihn hier mit den übrigen Aufsätzen zusammenstellen.

Einem guten Teile nach besteht ferner die schwäbische Demokratie aus Republikanern der Jahre 1848 und 49, denen schon der Name Preußen wie Wurmstamen schmeckt, da die Monarchie Friedrichs des Großen, an die Spitze Deutschlands gestellt, ihren geheimsten Wünschen und liebsten Hoffnungen den Garauß machen müßte. Alle aber sind Schwaben und zwar württembergische Schwaben, bei denen der Widerwille gegen Preußen und Preußisches zur andern Natur geworden ist. Es bewährt sich hier wieder recht, daß gleichnamige Pole sich abstoßen. Denn was Selbstgefühl und Selbstgefälligkeit betrifft, kommt unter den Deutschen nach dem Preußen sicherlich gleich der Württemberger. Hält jener seinen Staat vorzugsweise für den der Intelligenz, so dieser sein Ländchen für die Heimat der Gediegenheit und Solidität. Setzt sich der Preuße zum Schwaben so gerne in das Verhältnis des Besserwissens und Belehrens von oben herab, so erwehrt sich dieser nur schwer des Verdachts, daß eigentlich unmittelbar hinter seinen Grenzpfählen, insbesondere nordwärts der Mainlinie, das Reich der Windbeutelei, des Wortmachens und Humbugs seinen Anfang nehme. Nur darin unterscheiden sie sich dann wieder, daß der erstere das alles ohne Vergleichung besser an den Mann zu bringen und in Szene zu setzen weiß, daß, wo beide Teile sich streiten, der Preuße den Schwaben zehnmal für einmal ins Stroh schwagt: Doch eben das fehlte noch, um den Widerwillen des letzteren gegen den ersteren vollends unversöhnlich zu machen. Dem allem nach ist es ganz natürlich, daß die schwäbische Demokratie im Nationalverein vorerst pausiert, in der Erwartung, die auch leider alle Aussicht auf Erfolg hat (?), daß sich die preußische Regierung in der nächsten Zeit noch mehr und gründlicher als dies jetzt schon geschehen, der Nation gegenüber blamieren werde, um dann aus dem Programm des Vereins die ihr unbequeme Führerschaft Preußens mit um so leichterer Mühe verschwinden zu machen. Für eine ultramontan-republikanisch-schwäbische Demokratie ist diese Politik nicht übel berechnet; ob sie aber auch eine deutsche, ob sie überhaupt eine verständige, weitblickende Politik zu heißen verdient, ist eine andere Frage. Die Prüfung ist freilich hart, die an das zu politischen Leben kaum erst erwachte deutsche Volk so frühe schon herantritt. Sein erstes junges Vertrauen fiel auf Preußen; aber Preußen hat dieses Vertrauen halb abgelehnt, halb schon getäuscht. Nun kommen die Ohrenbläser und beweisen, daß es mit Preußen, wie sie ja immer behauptet, nichts sei, daß man sich, um das Heil zu finden, nach ganz andern Seiten hinwenden müsse. Hier die Ungeduld zu zähmen, statt spröden Schmollens oder pessimistischen Spekulierens sich zu unverdrossenem Fortarbeiten und Abwarten des rechten Zeitpunktes zu bequemen, das ist eine schwere, aber eben diejenige Aufgabe, durch deren Lösung allein die deutsche Nation den

Beweis führen kann, daß sie zu politischer Entwicklung berufen ist. Halten wir nur immer den Gesichtspunkt fest: Die traurige Unfähigkeit, die uns jetzt in der preußischen Regierung entgegentritt, und die freilich so groß ist, daß uns nachgerade die Worte fehlen, sie nur einigermaßen nach Würden oder Unwürden zu bezeichnen, ist doch immer eine persönliche, an das Leben und Wirken gewisser Individuen geknüpft. Die Forderungen dagegen, die wir an Preußen stellen, die Erwartungen, die wir von demselben hegen, beruhen auf der Notwendigkeit der Dinge und der Verhältnisse. Jenes sind vorübergehende Größen, dieses bleibende, und wenn wir uns nur einmal darangeben, diese letzteren treu und emsig auszubeuten und zur Geltung zu bringen, so kann die Zeit nicht ausbleiben, wo die Sachen die Personen sich zugebildet haben, wo an maßgebender Stelle in Preußen Persönlichkeiten stehen werden, welche die Notwendigkeit der Dinge begriffen haben und das Notwendige durchzuführen geschickt und entschlossen sind. Bis ins Jahr 1831 saßen auf dem sardinischen Throne schwachköpfige bigotte Fürsten, die das Kreuz geschlagen hätten, wenn der Gedanke eines durch sie zu einigenden Italiens an sie herangetreten wäre: und in weniger als dreißig Jahren war dieser Gedanke, weil er in den Verhältnissen lag, durch einen ihrer Nachfolger verwirklicht. Dreißig Jahre! wird die Ungeduld rufen. Wenn die liebe Ungeduld sich entschließen kann, sich in beharrliches Streben zu verwandeln, wer weiß, wie die Frist sich noch abkürzen läßt? zumal es sich bei uns nicht darum handelt, Dynastien zu vertreiben (sie müßten es denn durchaus gar nicht anders haben wollen), sondern nur etliche Dynasten zu Paaren zu treiben.¹⁾

¹⁾ Der Artikel rief folgende Entgegnung hervor:

Stuttgart, 3. März. Wenn man Ihren hier gar nicht beifällig aufgenommenen Artikel über „Die württembergische Demokratie“ liest, der von wenig Personen- und Sachkenntnis zeugt, obwohl er neben seinen Irrthümern einige treffende Bemerkungen enthält, so sollte man meinen, Probst sei Mitglied des Nationalvereins. Das war er nie und wird es wohl auch nicht werden, und wenn ihn die Ultramontanen jetzt, wo sie seiner Dienste entbehren zu können glauben, noch so sehr verunglimpfen. Jener Artikel geht noch weiter, er spricht von dem ultramontanen Teil der württembergischen, dem Nationalverein beigetretenen Demokratie. Wir kennen, soweit wir uns in unserem Lager umsehen, außer Probst nicht einen Demokraten, der zu den Ultramontanen je gerechnet worden wäre, wir kennen aber noch weniger ultramontane Demokraten, die dem Nationalverein angehören sollen. Man nützt weder dem Nationalverein, noch dem Liberalismus, noch der Demokratie durch solche Artikel, die, wenn sie sich öfter wiederholen sollten, Schlimmeres bewirken könnten, als sie verhüten wollen.

Die Redaktion deckte ihren Mitarbeiter mit folgenden Sätzen:

Wir bemerken hierzu, daß der Verfasser des hier so energisch zurückgewiesenen Artikels bereits unmittelbar nach dem Abdruck desselben seine Angaben insoweit zurückgenommen und um entsprechende Aenderung ersucht

Aus Württemberg, 5. März 1862¹⁾.

Daß sich die bisher sogenannten Würzburger Regierungen jetzt nach dem Muster der nordamerikanischen Sonderbündler „Conföderirte“ nennen, wollen wir bestens acceptieren, wengleich sie ihrerseits der von uns erstrebten innigen Verbindung der deutschen Staaten den Namen eines Bundesstaats nicht zugestehen wollen. Denn, sagt ihr würdiger hannoverscher Sprecher, in wirklichen Bundesstaaten gehe die Bundesregierung periodisch aus der Wahl der souveränen Nation hervor, ohne an einem einzelnen Gliede des Bundesstaates zu haften. Ein Bundesstaat, in welchem die Ausübung der Bundesgewalt einem der theilnehmenden Staaten bleibend übertragen wäre, sei ohne Beispiel in der Geschichte. Ebenso ohne Beispiel, setzen wir hinzu, als ein wahrer Bundesstaat mit monarchischen Gliedern bis jetzt ohne Beispiel in der Geschichte ist. Eine Anzahl von Republiken, deren jede sich selbst durch periodisch gewählte Behörden regiert, mag gar wohl auch durch eine ebenso zu Stande kommende Centralregierung zusammengehalten werden; wo die centrifugalen Kräfte nur die Stärke republikanischer Einheiten haben, da braucht auch die centripetale Kraft nicht stärker organisiert zu sein. Dagegen sind monarchische Einzelstaaten durch das dynastische Moment der Erblichkeit wie durch den ganzen zusammengefaßten Bau der Staatsmaschine ungleich spröder und widerstandslustiger, und diese nur durch eine schwächere, nämlich auf Wahl und Wechsel begründete Centralgewalt zusammenhalten zu wollen, wäre eine Zweckwidrigkeit, wie sie freilich unsere Sonderbündler wünschen müssen, um die ihnen verhasste Einigung im Keime schon zu nichte zu machen. Wo die Partikularstaaten größere und kleinere Monarchien jede mit bleibender Dynastie sind, da muß notwendig auch der Vorort eine solche, und zwar die mächtigste von allen sein. Es ist mithin jene ganze Beweisführung eine der vielen tauben Nüsse, dergleichen dem deutschen Volke, als bestünde es aus lauter Kindern, vorzuwerfen, längst das einzige Geschäft dieser Conföderirten ist; doch mögen sie sich vorsehen, daß dieselben sich nicht

hatte, als darin die Beteiligung von ultramontanen Demokraten am Nationalverein behauptet war. Sollte er auch im übrigen der Haltung der schwäbischen Demokratie zu nahe getreten sein, so wird, wie wir überzeugt sind, niemand lieber von seinem Irrtum absteigen, als der Verfasser des genannten Artikels, der selbst ein Schwabe ist. Im übrigen glauben wir jedoch, denselben insoweit in Schutz nehmen zu müssen, als er sicherlich keine anderen Zwecke bei seinem Artikel im Auge gehabt hat, als die Verhältnisse so zu charakterisieren, wie sie ihm erschienen sind, also ohne irgend eine Einwirkung auf die von ihm geschilderte Partei zu beabsichtigen.

¹⁾ No. 286. 8. März 1862.

am Ende in ein zweischneidiges Schwert verwandeln, woran sie selbst sich am empfindlichsten verletzen könnten. Wenn es in der That dem Begriff eines Bundesstaats widerspricht, daß einer der geeinigten Staaten im bleibenden Besitze der Bundesgewalt sei; wenn aber gleichwohl dies, wo die Theilstaaten Monarchien sind, zur Verwirklichung der bundesmäßigen Einheit unerläßlich ist, so wäre die eine mögliche Folgerung allerdings die, daß jener bleibende Vorrang keinem zugestanden werden dürfte, damit aber auch auf den Bundesstaat Verzicht geleistet werden müßte. Da nun aber das Bedürfnis der Nation den Bundesstaat dringend fordert, so könnte diese leicht auch die andere Folgerung ziehen, daß, um denselben begriffsmäßig möglich zu machen, die einzelnen Staaten aufhören müssen, Monarchien zu sein. Es sind nicht unsere Voraussetzungen, sondern die der Conföderirten, woraus wir diese gefährliche Folgerung gezogen haben.

10.

Vom württembergischen Neckar, 4. Mai 1862.¹⁾

Nicht mit Stillschweigen darf übergangen werden das zwischen einem förmlich constituirten „großdeutschen Verein“ und dem fanatisch-katholischen „Deutschen Volksblatt“ neuestens geschlossene Bündniß. Der Verein, als dessen vorläufiger Vorstand ein protestantischer Procurator in Ulm (dem Hauptsitz der österreichisch-großdeutschen Sympathien), ein Rechtsconsulent in Ravensburg und ein fürstlicher Beamter in Aulendorf figuriren, nimmt das ultramontane Blatt zu seinem Organ, verkündigt in demselben in den bekannten Phrasen sein Programm, worin namentlich auch die Gleichberechtigung der Confessionen betont ist, und das Volksblatt erklärt, es werde durch dieses Bündniß seiner bisherigen Tendenz nicht ungetreu. Die großdeutsche Partei kann sich jetzt in ihrer ganzen Größe und Deutschheit zeigen, und wir heißen deshalb dies Bündniß von Herzen willkommen.

11.

Vom württembergischen Neckar, 4. Mai 1862²⁾.

Vorzugsweise beschäftigt zur Zeit der Handelsvertrag mit Frankreich bei uns die Gemüther, im Zusammenhang mit der Einberufung

¹⁾ No. 334. 6. Mai 1862.

²⁾ Ebd. Beilage.

der neuen Stände, welche sich über diese wichtige Angelegenheit auszusprechen haben. Bekanntlich gehören unserem Lande manche der Hauptagitatoren dagegen an, und die Augsb. Allg. Zeitung, welche im österreichischen Interesse denselben zu bekämpfen berufen ist, erhält aus Württemberg mit die leidenschaftlichsten und verzweifeltsten Artikel — wie man vermutet alle aus Einer Feder geflossen unter verschiedenen Zeichen, um die Zahl der Gegner größer erscheinen zu lassen. Welche politischen Interessen und Partheien ihn bekämpfen, ist bekannt; aber auch vom sachlichen, öconomischen Standpunkt aus fehlt es nicht an Opposition. Einzelne Genossenschaften, wie die der Weinbauer, Händler und Fabrikanten, der Instrumentenmacher u. s. w. erheben in Eingaben ihre Stimmen. In wie weit wirklich einzelne Interessen durch den Vertrag verletzt oder bedroht sind, ob, selbst wenn dies der Fall, nicht doch die Vortheile desselben überwiegen? — diese und ähnliche Fragen muß der Laie natürlich dahingestellt sein lassen, während er sich doch darüber seine Meinung bilden mag, ob die Stimmen für und wider im einzelnen Fall auf unbefangener Sachkenntniß, oder auf eigenem, an sich wohl berechtigtem Interesse, oder auf Servilismus, auf engem Vorurtheil, oder auf Partheianfichten und -Zwecken beruhen. Nicht bloß, aber doch vorzugsweise Solche, welche sich an die Regierung anlehnen, scheinen dem Vertrag abgeneigt, und es wird vielfach angenommen, daß die Stimmen dagegen von der Regierung gerne gehört, wohl auch unter der Hand ermuntert werden. Wir möchten das nicht unbedingt glauben. Abgesehen von den gewichtigen finanziellen und volkswirtschaftlichen Erwägungen, welche ernst und gründlich gewürdigt sein wollen, drängen sich wohl der württembergischen Regierung so verschiedenartige politische Rücksichten auf, daß ihre Entscheidung selbst von dieser Seite nicht so einfach sich ergeben dürfte. Wäre die Stimmung gegenüber von Oesterreich und Preußen allein maßgebend, so wäre die Wahl wohl bald getroffen; aber auch Frankreich will geschont und berücksichtigt sein, und eine Durchkreuzung der Wünsche Preußens schloße manche andere Inconvenienzen in sich. So nimmt denn die Regierung, obgleich der preußische Unterhändler sehr wenig befriedigt Stuttgart verlassen haben soll, doch bis jetzt eine ziemlich zurückhaltende Stellung ein, welche der, wie man vernimmt, doch allmählich sich entwickelnden günstigeren Stimmung für den Vertrag mehr Raum gibt. Herr von Steinbeis soll, dem Vernehmen nach, in der Kammer für den Vertrag auftreten, was immerhin merkwürdig wäre! Das größte Geschick dagegen, sollte man nach den Expectationen der Augsb. Allg. Zeitung meinen, ist schon abgebrannt.



Dolkstümliche Überlieferungen im Oberamtsbezirk Ludwigsburg.

Don Mittelschullehrer Heubach,
früher in Schmieberdingen, jetzt in Heilbronn.

II. Teil.¹⁾

(Vgl. Ludwigsburger Geschichtsblätter Heft III S. 29–52.)

Aberglauben.

Bei abnehmendem Monde soll man kein Kalb anbinden, keine Zwiebeln stecken, nichts säen, keinen Wein ablassen, kein Sauerkraut einmachen, die Haare nicht schneiden lassen; alles dies soll bei aufnehmendem Monde geschehen.

Eine gewisse Zaubermacht schreibt man den Zigeunern zu. Sie können aus den Karten und namentlich aus der Hand wahr sagen. Der Glaube an Hexen ist noch überall stark verbreitet. Wenn eine Kuh keine Milch mehr gibt, so ist sie sicher verhext. Bei allerlei Erkrankungen von Menschen und Tieren sucht man dann Hilfe bei einem Schwarzkünstler oder Hexenmeister, welcher aber selten im eigenen Orte wohnt. Dieser gibt meist ein griechisch oder lateinisch geschriebenes Rezept mit, welches man im Munde tragen muß. Gegen die Lungenkrankheit der Gänse, welche in Aldingen häufig auftritt, wird dort angewendet: PATOR, AREPO, TENET, OPERA, ROTAS. Wenn man ein junges Kalb anbindet, ist man ein Stück Brot, trinkt ein Glas Most und spricht zum Kalb: „Beim Feuer verbrennst du nicht, beim Futter leidest du keinen Hunger und beim Wasser keinen Durst.“ Gegen Brandwunden: „Lorenz lag gleich auf einem Kof, Gott der Herr gab ihm einen guten Trost, Gott der Herr hieb auf seine heilige Hand und segnet Lorenz seinen

¹⁾ Für die Aussprache sei bemerkt, daß das lateinische a stets nasal zu sprechen ist wie in dem Wort Sand.

Brand.“ (Im Barmhücker'schen Schloß zu Hemmingen N. Leonberg ist der hl. Lorenz auf dem Rost in Stein eingehauen zu sehen.) Wenn einer von bösen Leuten angegriffen ist: „Es hat dich eine falsche Zung empfangen. Das will ich dir beweisen mit drei mannhaften Mann: Der eine ist Gott der Vater, der andre ist Gott der Sohn, der dritte Gott der heilige Geist, der bringt dir dein Blut und dein Fleisch, dein Mark und dein Bein, dein Schlaf und dein Ruh, daß sie zur Buß gezählt.“ Sprich das 3 mal 3 mal, zusammen neunmal. Für den Wurm: „Wurm stehe still in Gottes Namen und in Gottes Will, in Gottes Kraft wie's Gott vermag. Amen.“ Vor die Gewächsen: „Was ich sieh, find und greif, das verschwind gleich.“ Man muß aber einen ganzen Apfel haben und in der Mitte von einander schneiden und über das Gewächs in XXX Namen fahren und unberedet unter ein Dachtrauf vergraben. Für das Blut zu stillen: „Blut stehe still in Gottes Namen, in Gottes Kraft und Macht, wie unser Herr Gott vermag. XXX.“ Vor einen Kropf: Du mußt das einmal sprechen: „Was ich sieh nimmt auf und was ich greif nimmt ab. XXX.“ Das wird im Vollmond gesprochen. Man stehet gegen den Mond hin und fährt mit der Hand auf dem Kropf herum. Es muß unter dem freien Himmel gesprochen werden, bei der Nacht, unbeschrieben. Vor das Zahnweh: Im Karfreitag Morgens vor dem Sonnen Aufgang muß man an einen Holverbusch gehen. Man muß von einem Stengel einen Spreiß aus schneiden und im Zahn „stieren“ und den Spreiß wieder hineindrücken und drei Haare vom Kopf nehmen und rum binden und ein Weidle rum binden, daß es heben tut. Werden diese Rezepte fürs Vieh angewendet, so schreibt man sie auf einen Zettel und läßt diesen vom Vieh fressen. Sollen sie den Menschen helfen, so kann man sie auch essen, es genügt aber auch, sie mit den drei höchsten Namen in die Tasche zu stecken und ein Vater-unser dazu zu beten. Man muß aber natürlich daran glauben, sonst hat das „Brauchen“ keinen Wert. Zum Schluß dieser mit List eroberten Rezepte noch eines gegen das kalte Fieber, welches zwei jezt noch lebenden Männern sicher und sofort geholfen hat: „Man mache aus seinem eigenen Wasser und aus Mehl 77 Küchlein (weil es 77 Arten von Fieber geben soll) jedes so groß wie eine Linse und gehe unbeschrieben vor Sonnenaufgang gegen Osten bis zu einem Klemmerhaufen (Klemmer = große Waldameise), lege die Küchlein hinein und gehe einen andern Weg heim. Dann ist das Fieber sicher verschwunden.“ Gegen den sogenannten „Nachtshatten“ des Viehs wird nur das Segensprechen angewendet.

Wurde ein Stück Vieh zum erstenmal in den Stall gebracht, so legte man früher $\frac{1}{2}$ Kreuzer unter die Türe und sagte dabei: „In Gottes Namen!“ Allmählich werden aber auch vernünftige

Mittel gegen Viehkrankheiten angewendet, so z. B. gegen Klauenfeuche das Bestreichen der kranken Stellen mit Teer. Daneben kommt freilich auch noch das Aufhängen dreier Zwiebeln an den obern Teil des Seitenpfostens der Stalltüre vor als Mittel zur Heilung der Klauenfeuche. Als Universalheilmittel gilt der Schnaps, aber nicht der denaturierte. Er wird innerlich und äußerlich angewendet. Gegen Kolik gibt man zerriebene Kofkastanien mit Schnaps ein.

Zum Schutze gegen Hexen befestigt man ein dreieckiges Stück Papier an der Haus- und Stalltüre. Die Leute bekommen von den „Brauchern“ auch Amulette zum Anhängen, dann sind sie „gesichert“. Das kostet aber ziemlich viel Geld. In dem Rufe einer Hexe stehen in jedem Dorfe einige alte Weiber, welche eingezogen leben und ein eigenartiges Benehmen angenommen haben. Wenn solche Personen merken, daß sie in der Tat für Hexen gehalten werden, dann ist es nicht zu verwundern, wenn sie bössartig werden und oft auch den sogenannten „bösen Blick“ bekommen.

Wenn man abends in einem Bauernhaus anklopft, so wird nicht „herein“ gerufen aus Furcht, es könnte eine Hexe oder gar der Böse selbst eintreten. Auch Leute, die nicht mehr an Hexen glauben, klopfen bei Nacht niemals an. Man glaubt, die Hexen könnten mit gewissen Sprüchen und Mitteln Menschen und Vieh krank machen, Ungeziefer erschaffen, ja selbst Gewitter und Hagel kommen lassen. In manchen Ställen trifft man einen schwarzen Bock an, der in der Nacht Geister und Hexen vom Vieh, namentlich auch von Pferden, abhalten soll. Den Besen stellt man gern umgekehrt an die Wand. Wenn eine Kuh ein Kälblein gebracht hat, so wird in den nächsten 3 Tagen nichts ausgeliehen. Bringt eine Kuh zum erstenmal, so soll die erste Milch verschenkt werden. Wenn die Bäuerin die Milch aus dem Stall trägt, so deckt sie den Schurz über das Milchgefäß, damit der Inhalt nicht verhezt werde.

Ungetaufte Kinder läßt man außer die Verwandten niemand gerne sehen, weil man glaubt, sie könnten verhezt werden, auch wird nichts hergelehnt vor der Taufe. Bis zur Taufe läßt man jede Nacht ein Licht brennen, welches die Hexen abhalten muß. Der Mittwoch und Freitag sind die Hauptherentage. Am Alpdrücken sind nur die Hexen schuld.

Der Teufel, ein von Gott abgefallener Engel, der als Fürst der Finsternis unsere Welt regiert, kommt auf einem Bock in der Luft dahergeritten, erscheint wohl auch selbst in Bocksgestalt und bringt die Menschen ins Verderben. Verzweifelte Leute verschreiben sich ihm mit ihrem Blut. Besonders schlimmen Einfluß und freien Lauf hat er in den heiligen Nächten. Gewöhnlich heißt er der Böse, oder der leibhaftige Gottseibeinuz.

In vielen Häusern findet man auch ägyptische Traumbücher.

Wie schon früher bemerkt, soll das, was man in den „Zwölf-nächten“ träumt, der Reihe nach in den 12 Monaten wahr werden. Besondere Bedeutung haben auch die Träume am Oster- und Christfest und an den Sonntagmorgen.

Glück- und Unglückbringende Dinge.

Wenn eine Katze oder ein Hund über den Weg läuft, so bedeutet das Unglück, namentlich für einen Hochzeitszug. Auch eine gegen uns kommende Schweineherde bedeutet nichts Gutes. Am meisten Unglück aber hat man, wenn man zuerst einem Weib, besonders einem alten begegnet. Dann soll man nur sofort wieder umkehren, wenn man etwas Wichtiges vorhat. Spinnt eine Spinne von oben herab oder kreuzt eine den Weg, so gibts sicher Streit und Händel. Wenn ein Maulwurf einen besonders großen Haufen „stoßt“, so bedeutet das, daß im folgenden Jahr jemand aus der Verwandtschaft sterben muß. Einer Schafherde dagegen begegnet man nicht ungern, denn: Schafe zur Linken, Freude uns winken. Auch die Tauben und die Marienkäfer (Sonnenvögel) sind glückbringende Tiere. Schwalben und Storchennester schützen vor Blitzschlag. Da aber derartige Nester nicht an jedem Haus sein können, so tun denselben Dienst auch die Himmelfahrtsblümchen und die Feldkamillen, welche am Johannisstag gepflückt und an einem Dachsparren aufgehängt werden.

Beinahe ins Gebiet des Aberglaubens gehören auch die meisten

Wetterregeln,

deren wichtigste der Zeit nach geordnet folgen:

Neujahrsmacht still und klar, deutet auf ein gutes Jahr. — Morgenrot am ersten Tag (1. Jan.) Unwetter bringt und große Plag. — Lichtmeß Sonnenschein bringt 6 Wochen Winter 'rein. — Wenns an der Fastnacht regnet, gedeiht der Flachs nicht. — So wie's Wetter an 40 Ritter (9. März), so bleibts 40 Tage lang. — Soviel Nebel im März, soviel Gewitter im Sommer. — Jeder Märznebel bringt nach 100 Tagen ein Gewitter. — So viel Tage vor Georgii der Schlehdorn blüht (auch: der Wald grün wird), so viel Tage vor Jakobi ist die Ernte (bezw. später). — Wenn es am Gründonnerstag regnet, gibts viele Schnecken aber keine Zwetschgen. — Regnet es am Karfreitag, so schlägt kein Regen an und es gibt einen trockenen Sommer. — Wenn es am 1. Mai oder an Pfingsten regnet, dann wird das Heu teuer und wenn es auf den Dächern wächst. — Regnet es am 1. Juni, so ist der ganze Monat trocken und das Haberfeld schlägt zurück. — Ist Barnabas (11. Juni) naß, schlägt der Wein zurück ins Faß. — Wenn es an Johanne nicht regnet, gibt es eine gute Ernte und die Bäcker müssen Wasser tragen. Regnets aber, dann gibts eine nasse Ernte

und die Bäcker müssen Mehl tragen. — Peter und Paul hell und klar gibt ein gutes Jahr. — Wenn der Veit (15. Juni) 's Häfele verschütt, bringt er 4 Wochen Regenwetter mit. — Wenns am Veitstag regnet, wird die Traubeublüte schlecht. — Was der August nicht kocht, kann der September nicht braten. — Wenn der erste Nebel nach Bartholomäus Regen bringt, dann bringen alle Regen. — An Bartholomäus tret' der Hirt in den Klee: tritt er naß ein und trocken aus, dann gibts einen guten Säaus (= Saatzeit). — Wenn der Concordiatag schön ist wird der Wein gut. — Wenn an Mariä Geburt (8. Sept.) die Sonne scheint wie Hut (?) wird der Wein noch gut. — Hugo (17. Nov.) du hast mich betrogen, sonst hätt ich mein Wengert bezogen. — Viel Sturm um die Adventszeit bedeutet großen Obstfegen. — Wie sichs Wetter vom Christtag zum Dreikönig (6. Jan.) hält, so ist das ganze Jahr bestellt. — Wenn die Christnacht hell und klar, folget ein gesegnet Jahr. — Helle Christnacht — finstre Scheuern, dunkle Christnacht — helle (d. h. leere) Scheuern. — Grüne Weihnachten, weiße Ostern. — Geht die Sonne am Donnerstag in einer Wolke unter, so regnet es, ehe der Pfarrer auf die Kanzel geht. — Nebel im Fallen gefällt uns allen. — Abendrot — Morgen schön, Morgenrot — abends Schmutz und Kot. — Ein Regenbogen bedeutet 3 Tage lang Regenwetter, eine Wassergalle (das ist ein Nebenregenbogen) deutet auf unbeständiges Wetter. — Schwitzende Steinplatten im Hausöhrn bedeuten Regen. — Wenn's Salz anzieht, gibts anderes Wetter. — Am Quatember ändert sichs Wetter. — Regnets am Sonntag, dann regnets meist die ganze Woche. — Regnets am Sonntag vor dem Morgeneßsen, dann bleibts die ganze Woche nicht vergessen. — Ein Morgenregele gleicht einem Altweiberweh. — Fällt der Neumond auf einen Mittwoch, so gibts einen Wetterumschlag. — Ist der Mond im Aufnehmen, so gibts besseres Wetter. — Hat der Mond einen Hof, dann gibts besseres Wetter. — Schmilzt der Schnee durch die Sonnenstrahlen, dann gibts im nächsten Sommer schwere Gewitter. — Geht der Donner über den kahlen Wald, dann werden die jungen Gänse nicht alt. —

Die Gewitter trennen sich an den sogenannten Wetterscheiden. Als solche gelten die Hochdorfer Höhen südwestlich von Schwieberdingen und das Witthau bei Stammheim. Die Gewitter ziehen dann den Solitüber Bergen entlang oder ins Enz- bzw. Neckartal.

Gebräuche in Haus- und Feldwirtschaft.

Der Bauer stellt heutzutage weder Handwerkszeug noch Geräte selbst mehr her. Sogar das Dengeln der Sicheln und Säagas (Senfe) läßt er meist durch den Schmied besorgen. In Neckar-

weihingen beschäftigten sich die Männer noch vor etwa 40 Jahren mit Weben von Strumpfbändern am sog. Webekasten, welcher etwa 50 cm lang und 30 cm breit war. Jeder Bauer besaß einen eigenen Schneidstuhl oder gar eine Hobelbank, und verfertigte Rechen, Eggenzähne, Hauenhelme, Gabel- und Schippenstiele und anderes selbst. Auch verstanden manche die Kunst, ihre Schuhe, namentlich die sog. Wintertapper, selber zu sohlen, zu riestern und zu flecken. Früher kaufte man Leder und Tuch ballenweise.

Im Hause ihrer Kunden arbeiten nur noch Schneider und Nähterinnen, sehr selten die Schuster.

Die Müllerburschen hatten früher das Recht, am Ostermontag bei ihren Kunden Ostereier einzusammeln. Die Schreinergefallen mußten, ehe der Stundenlohn eingeführt wurde, von Michele bis zum Josephstag (29. Sept. bis 19. März) bei Licht arbeiten. Am erstgenannten Tag sagte der Meister zum Gesellen: „Jetzt heißt's: Michel hol Öl“ (Michele). Die Metzger hatten noch vor etwa 10 Jahren das Recht, beim Schlachten in einem Privathaus die Zunge des geschlachteten Tiers mitnehmen zu dürfen, bekamen dann aber keinen Lohn. Die Zimmerleute feiern noch das Nichtfest, wenn sie ein Gebäude aufgeschlagen haben. Ein grüner Maien wird mit bunten Papierstreifen geschmückt und auf dem First aufgerichtet. Der Meister sagt dann seinen Spruch und wirft eine Flasche oder ein Glas von oben herab auf die Straße. Zerbricht das Glas nicht, so gilt das für ein gutes Zeichen. Ein seltenes Handwerk ist hie und da noch im Bezirk zu treffen, das der Seckler. Sie bilden jedoch keine Lehrlinge mehr aus, weil die Lederhosen aus der Mode kommen. Die Handwerker treiben alle auch Ackerbau. Für die Feldarbeit gilt der Spruch: Wer im Heuet net gabelt und in der Ernt net sabelt und im Herbst net früh aufsteht, der soll luaga, wies ihm im Winter geht. Vor der Ernte wird in der Kirche eine Betstunde abgehalten, die gut besucht wird. In Benningen singt der Nachtwächter die Ernte an mit folgendem Lied:

Lustig ins Feld und nicht müßig gestanden,
Jetzt ist die prächtige Ernte vorhanden,
Alles sei heiter und munter im Feld,
Weil sich die Ernte vollkommen einstellt.
Alles was wezen und schneiden nur kann,
Binde die Garben und trag' tapfer nur an.
Bindet die Garben und füllet die Scheunen,
Lasset die Geißel von ferne schon knallen,
Daß sie ausweichen die leeren Gesellen,
Daß keiner den andern verhindere im Zug,
Ein jeder hat selber zu fahren genug
Und wenn wir dann endlich die Sichel aufhenten,
So wollen wir Gottes mit Danken gedenken,
Daß er die Felder vor Hagel bewahrt,
Häuser und Scheunen vor Feuer bewahrt.

Der Schnitter, der die letzten Halme (Sammelste) schneidet, wird Mockel oder Habergeiß genannt. Er bekommt von dem, der zuerst fertig war, eine Flasche Wein, an andern Orten muß er eine zahlen. Der letzte Garbenwagen wurde früher bekränzt oder doch mit einem Wispel, etwa mit einem Erlenzweig versehen, durch das Ort geführt. Der Bauer ritt dann auf dem Sattelpferd, während die Schnitter auf dem Wagen saßen und sangen.

Am Schluß der Ernte wird ein kleines Fest gefeiert, die sogenannte Sichelhenket. Die Leute bekommen dann ein besseres Essen mit zweierlei Fleisch, dicken Kuchen und Wein oder Bier. Die Schnitter bekommen jetzt auch ihren Lohn und hie und da auch noch ein Erntegeschenk dazu. Nach altem Brauch werden die Sichel reihenweise an der Wand aufgehängt, daher der Name des Festes. Ein ähnliches Fest wird gefeiert, wenn die Früchte gedroschen und die Dreschflügel bis zum nächsten Jahr aufgehängt worden sind. Man nennt dies Pflügelhenket. Vor dem Abdreschen des letzten „Selegs“ machen die Drescher heimlich aus, wer den letzten Schlag zu tun hat. Diesem wird dann während der Pflügelhenket wacker zugetrunken und manch spöttisches Wort zugerufen.

Die Überbleibsel auf den Feldern, Bäumen und am Weinstock eignen sich die Schuljugend und junge Bursche an. Dies nennt man stupfla, klubergera oder asterbergla. Da hiebei oft nach einem einzigen Apfel mit vielen Steinen geworfen wird, wobei eben auch viele Knospen beschädigt werden, so geben sich die Leute alle Mühe, um möglichst pünktlich einzuernten.

Bei den Neckarweihinger Weingärtnern war noch vor etwa 50 Jahren am Urbanstag (25. Mai) eine kleine Erinnerungsfeier an den St. Urban in Übung. An diesem Tag kamen die Weingärtner bei einem Küfer, der Wein ausschenkte, zusammen, um den Tag festlich zu feiern. Dieser Küfer besaß einen aus Gips geformten „Urban“. War an diesem Festtage gutes Wetter, so ließ man dem Urban alle Ehre widerfahren, indem man ihn hochleben ließ und wacker zechte. Ältere Schulknaben durften dann die Gipsfigur im Dorf herumtragen. Regnete es aber, so zechte man zwar auch wacker, aber der Urban wurde für die zu befürchtende schlechte Weinernte verantwortlich gemacht und in den Brunnentrog getaucht. In Beihingen war es bei den Weingärtnern Sitte, daß derjenige, welcher die ersten blühenden Trauben in seinem Weinberg fand, seine Kappe beim Nachhausegehen schief auf den Kopf setzte. Die Weinlese wird in der Nacht vor Beginn des Herbstes eingeschossen. Die Weinleser essen im Weinberg und zwar stets kalte Speisen, Wurst oder Käse, besonders den beliebten Lufkeskäse. Während der Lese wird viel geschossen und Feuerwerk abgebrannt (Frösche und Schwärmer).

Rechts- und Dermalungsbräuche.

Die Ehen kamen meist durch einen sogenannten „Vermittler“ zustande. Wenn die Heiratslustigen mit sich im reinen waren, dann teilte der Vermittler den Eltern die Absicht der Verlobten mit und unterhandelte wegen der Mitgift. Hierauf wurde „Handstreich“ gefeiert.

Die Hochzeit wurde im Hause gehalten, die Kosten zahlte die Braut. Es wird immer nach landrechtlicher Errungenschaft geheiratet. Ein Ausdingrecht kommt nicht mehr vor, war auch früher sehr selten. Die Alten bekommen ein heizbares Stüble und 1 oder 2 Kammern. Sie behielten auch einige Güterstücke, die der Sohn oder Tochtermann unentgeltlich anbauen und einheimsen mußte. Andernfalls wurde die Lieferung eines jährlichen Getreidequantums nebst Obst, Wein, Milch, Schmalz, Öl usw. ausbedungen. An der Hinterlassenschaft der Eltern sind sämtliche Kinder gleichmäßig erbberchtig, falls nicht ein Testament andere Bestimmungen getroffen hat. Auf das Verbleiben im Haus haben in manchen Fällen alle Geschwister ein Unrecht, in andern auch keines.

Die Dienstboten nannte man früher Ehehalten. Wenn ein Knecht sich verdingt hatte, dann bekam er einen Kronentaler oder auch 3 fl. Haftgeld; eine Magd bekam 2 fl. Wurde eine Stelle nicht angetreten, so mußte das doppelte Haftgeld zurückerstattet werden. Die Dienstboten verdingten sich stets auf ein Jahr (jetzt $\frac{1}{4}$ Jahr) und zwar die Knechte von Martini oder Weihnachten, die Mägde von Lichtmeß an. Außer dem Lohn in barem Geld bekamen die Mägde auch noch Schuhe. Auch das Flicken derselben zahlte die Herrschaft. Die Knechte bekamen Hemden. Diese Beigaben richteten sich ganz nach dem Verhalten der Dienstboten. Wenn eine Magd den Dienst verließ, dann wurde sie fortbegleitet.

Viehhirten gibts nicht mehr. Die Schäferei ist meist abgeschafft, so z. B. in Schwieberdingen mit nachfolgender Ablösung der Schafweidgerechtigkeit des Grafen Leutrum von Ertingen seit 1893. Die Gänse werden noch in der Zeit von Georgii bis Martini eingetrieben. In demselben Zeitraum werden auch Schulmädchen, seltener Knaben, als Kindsmägde gegen ganze Kost und 16—20 M Lohn verdingt. Diese Verdingkinder schlafen aber bei ihren Eltern.

Die Liegenschaften wurden früher immer in einer Wirtschafft im Aufstreich verkauft. Dieser Brauch wurde aber abgeschafft, weil er häufig zur Betrunktheit der Beteiligten führte. Der „Weinkauf“, der 1 Gulden 20 Kreuzer per Morgen ausmachte, war stets anbedungen. Wer einen Acker angekauft, aber nicht erhalten hatte, bekam den halben Weinkauf. Die andere Hälfte bekam der Verkäufer, während der Käufer zahlen mußte. Das gegebene Wort und ein dreimaliger Handschlag machten einen solchen Verkauf im Wirts-

haus gültig. Früher gab es beim Hauskauf auch eine Reuzzeit. Ging der Verkauf zurück, so wurde ein Reukauf getrunken. Diese Sitte dauerte bis 1853.

Bürgernutzungen sind nur noch in Beihingen anzutreffen. Sie bestehen in Güterstücken, die in drei Klassen eingeteilt sind. In die unterste Klasse rückt man zuerst ein. Sobald dann in der obern Klasse einer stirbt, rücken die andern nach. Ein Bürger der obern Klasse hat etwa $\frac{1}{2}$ Morgen Wiesen und 1 a Ackerland. In diesem Ort existiert auch ein geschriebenes Recht vom Jahr 1682: Vogtbuch und Polizei-Ordnung von den Vogtherren von Hallweil und Schertlin von Burtenbach.

Die Dreifelderwirtschaft besteht fast überall noch, wird aber nicht mehr so scharf eingehalten wie früher. In Schwieberdingen heißen die drei Fluren Glems, Leinfelden und Gröningen. Die Flurgrenze wird durch Zelgen abgeteilt, welche man oberes, mittleres und unteres Feld heißt. In Beihingen und Lamm sind die drei Felder durch besondere Wege getrennt. Die Markungsgrenzen werden vom Untergangsgericht beaufsichtigt. Alle 3 Jahre findet ein solcher Markungsumgang statt. Früher, etwa bis 1839, wurde die Markung mit Musik und Trommelschlag feierlich umzogen und auch die Schultheissen der benachbarten Markungen eingeladen. Die Untergänger hatten besondere Mäntel an. Dabei wurde auf Gemeindefosten gevespert (Wein, Brot und Käse). Alle Marksteine wurden aufgesucht und den älteren Schülern gezeigt, weil es noch keine Karten gab. Die Beihinger Schüler bekamen bei jedem Stein eine Ohrfeige, damit sie sich den Platz gut merkten. Unter die Marksteine legt man die „Zeugen“. Die Besitzer der Acker dürfen natürlich nicht zusehen. Diese Zeugen sind z. B. in Schwieberdingen Tontäfelchen mit dem Ortswappen. Ein solches Täfelchen wird in der Mitte zerbrochen und die beiden Teile werden gesondert unter dem Markstein eingegraben. Fand man später die Zeugen nicht mehr, oder paßten sie nicht mehr zusammen, so hatte der Grenzstein keine Gültigkeit. Das Verrücken dieser Grenzsteine gilt als großes Unrecht. Wer es tut, muß nach seinem Tod als Geist wandeln.

Beim Ruggericht hielt früher der Oberamtmann Einzeldurchgang mit der ganzen Bürgerschaft. Die über 16 Jahre alten Burschen mußten bei dieser Gelegenheit den Huldigungsseid ablegen. Jedem dieser künftigen Vaterlandsverteidiger wurde dann ein Sechser ausbezahlt. Während der Beeidigung wurde ein Stab mit geschnitzter Schwurhand (in Schwieberdingen heute noch vorhanden) in die Höhe gehalten. Dieser Schwurstab wurde früher auch bei der Verpflichtung der Gemeinderäte auf den Tisch gelegt.

Die Fronmeister existieren nur noch dem Namen nach, die Fronen werden jetzt bezahlt. Die Fleckentagelöhner gehen auf die Fron.

Geschichtliches.¹⁾

Der 30jährige Krieg und die Franzoseneinfälle haben im Bezirk großen Schaden angerichtet. So sind im 30jährigen Krieg die Ortschaft Böhingen bei Schwieberdingen und das Ort Brachheim zwischen Tamm und Fißlerhof bis auf einige kaum bemerkbare Mauerreste vollständig verschwunden. Die Flurnamen Böhinger Kirche, Böhinger und Brachheimer Weg sind noch vorhanden. Auch bei Beihingen stößt der Pflug manchmal noch auf Grundmauern, von welchen schon viele zu Weinbergsmauern verwendet worden sind. In dieser Flur wurde auch schon nach verborgenen Schätzen gegraben. 1711 machten die Untertanen des Herrn von Hallweyler eine Eingabe, um eigene Backöfen bauen zu dürfen, absonderlich um deswillen, daß der Hallweyler Hausbeck fernändigen Sommer sich von Haus absentiert, dem ohnnützlichen Schatzgraben nachgelaufen: „mithin seine Kunden an den Nagel gehenkt und in nicht geringen Schaden gesetzt.“

Die bekannte Rippenburg soll nach allgemeiner Ansicht im Bauernkrieg zerstört worden sein. Es ist aber neuerdings eine Urkunde vom 15. Januar 1647 gefunden worden, in welcher geklagt wird, daß diese Burg sehr auffällig sei, daß sie „schon anno 1616 bereits nit mehr zu bewohnen gewesen sei“ und daß man schon am 30. Januar 1618 gedacht habe, „vermöge der gemeinen kaiserlichen Lehenrechte gegen den Inhaber zu verfahren“. Die volkstümlichen Überlieferungen haben also in diesem Falle nicht recht.

Im Rothenacker Wald bei Tamm soll am Abhang gegen die Enz eine Burg gestanden sein, ebenso eine solche in der „Halde“ bei Poppenweiler. In der Nähe von Markgröningen ist die Schlüsselburg abgegangen. In der Nähe von Neckarweihingen sollen drei Burgen gestanden sein, nämlich die jetzt noch stehende Burg Harteneck, ferner Hoheneck, von welcher noch Ruinen vorhanden sind und auf dem rechten Neckarufer eine solche „in den Jungen“. Auf derselben Neckarseite stand auch bei Alldingen in der Nähe des Klingelbrunnens eine Burg. Auch hier wurden schon viele Mauerreste ausgegraben und zur Zeit der Getreideernte verraten früher gelb werdende Streifen der Frucht noch deutlich die unter der Oberfläche hinziehenden Mauerlinien. Auch in den Auäckern bei Neckarweihingen ist man schon auf altes Gemäuer gestoßen und hat dort früher Goldstücke gefunden, weshalb man diese Acker jetzt noch Dufatenacker heißt. Das zu Stammheim gehörige Neuwirtshaus war ursprünglich eine Waldschenke zum Waldhorn. Es soll zum Schutze der reisenden Kaufleute erbaut worden sein und besitzt jetzt noch die Wirtschaftsgerechtigkeit. Das Schloß in dem Ort Stammheim selbst, mit einem Burg- und

¹⁾ Vgl. hiezu den Aufsatz von Oskar Paret, S. 1—33.

Wassergraben ist zu einem Samariter- und Genesungsheim für weibliche Diensthöten umgewandelt. Es trägt jetzt die Inschrift: „Der Herr ist mein Hort, meine Hilfe und mein Schutz.“ In Beihingen finden sich Reste einer Befestigung am alten Schloß. Der Weiher davor, die Wette genannt, ist der Rest eines alten Wassergrabens. Auch der Vorplatz der hochgelegenen Kirche trägt noch Spuren einer Befestigung. Ebenso dienten die Kirchen zu Schwieberdingen und Stammheim, welche mit hohen Mauern umgeben waren und zum Teil jetzt noch sind, in Zeiten der Kriegsgefahr als Zufluchtsort. In Schwieberdingen finden sich in der Nähe der Glems noch Reste eines alten Wasser Schlosses, das zuletzt von der Familie von Wallbrunn bewohnt wurde. Der untere Teil eines dicken runden Turms mit drei Schießcharten steht heute noch.

Unterirdische Gänge sollen vorhanden sein in Alldingen und Poppenweiler, ferner sollen solche von der Markgröninger Schlüsselburg und vom Schwieberdinger „großen Felsen“ aus auf den Hohenasperg führen. Auch Harteneck und Hoheneck seien durch einen Gang verbunden gewesen. Ein solcher ging auch vom Keller des früheren Pfarrhauses (jetzt ein Bauernhaus) in Neckarweihingen in die unweit davon stehende Kapelle, dem jetzigen Chor der Kirche.

Infolge der Einfälle der Franzosen hatten die Ortschaften des Bezirks viel zu leiden. So starben in Alldingen infolge tödlicher Angst und großer Sorgen viele Personen. In Poppenweiler wurden die Kirchenglocken gestohlen und sämtliche Urkunden in Pfarr- und Rathaus verbrannt. Die Schwieberdinger hatten ihre Kostbarkeiten im Kirchhof vergraben, aber die Franzosen wühlten alle Gräber durch und fanden für 80000 fl. Geld und Geldeswert. Zum Dank dafür zündeten sie Ort und Kirche an (1693). Auch die große Glocke, die man in der Glems unterhalb der Talmühle im sogenannten großen Kessel versenkt hatte, wurde von den Franzosen gefunden und gestohlen. Im Jahr 1796 wurde in Schwieberdingen ein österreichischer Leutnant erschossen. Auf seinem Grabstein gleich links neben dem Kirchhstor ist zu lesen: „Heinrich von Barzer aus Wien, Oberlieutenant des K. K. Graf Rinskyschen Chevauxlegerregiments, starb hier am 31. Juli 1796 den Heldentod. Ihm, dem Tapfern, Biedern weihen dies Denkmahl seine Freunde, an deren Seite er fiel. Hier für das Vaterland verströmte der Edle sein Leben, ach er hätte es für uns ebenso willig verhaucht. Gestiftet von seinen Freunden Graf Bubna, Graf Esterhazy.“ Der Gefallene soll ein feines Herrchen mit schönen Handschuhen gewesen sein.

Sonst ist von den Bezirksorten nicht viel Geschichtliches von Bedeutung zu berichten. Über den Markgröninger Schäferlauf ist ein besonderes Werk von Stadtpfarrer Huber erschienen. Von Alldingen wäre noch zu berichten, daß es viel zu leiden hatte durch

Hungersnot, Feuersnot und andere Naturereignisse. Wetterschlag und Mißwachs sind verzeichnet in den Jahren 1763, 1779, 1780, 1787 und 1807. In den Jahren 1771 und 1817 war eine Hungersnot ausgebrochen. 1778 wurden die Feldfrüchte durch Wasserschaden ruiniert. 1794 wurden viele Häuser durch eine Feuersbrunst, 1824 durch eine Neckarüberschwemmung zerstört. Im Jahr 1852 wanderten aus Poppenweiler viele Leute nach Amerika aus. In Posen sind viele Familien von Mäglingen und Schwieberdingen angesiedelt. Schwieberdingen hatte Wasserschaden durch Glemsüberschwemmungen in den Jahren 1794, 1851 und 1900 (1. August).

Von Inschriften wären zu erwähnen eine solche an einem Haus in Aldingen: Dies Haus ist mein und doch nicht mein, es kommt ein anderer nach mir rein, ist auch nicht sein. An Fensterläden in Poppenweiler ist zu lesen: Alles Tun auf Gott gebaut, keinem Menschen recht getraut, redlich aber und gerecht, niedrig doch nicht gar zu schlecht, nicht zu groß und nicht zu klein, nicht zu höflich, nicht zu gemein, nicht zu blöd und nicht zu frei, still und doch beredt dabei, nur Geduld, mit wenig Geld kommt man fort in aller Welt. Eine deutliche Überschrift im Chor der Schwieberdinger Kirche lautet: „anfang des kavers als man zolt 1495 jar.“ Das Wort kavers wird stets falsch gelesen, so auch in der Oberamtsbeschreibung: Anfang des Baues usw. Es muß aber gelesen werden: Anfang des Chors. In Schwieberdingen sagt heutzutage noch jedermann Raor oder Rauer für Chor.

Redensarten und Sprichwörter.

Statt weinen sagt man in einigen Orten: rallen. Wenns schneit rufen die Kinder: Die Oberländer leeren ihre Better aus. Meint man von einem, daß er wohl bald sterben müsse, so sagt man: Der muß bald 's Pfarrers Hühner hüten. Besondere Ausdrücke lauten: Was i au glaub — des ischt anderscht — was der tausend — beim Blitz — bei Gott — zum Ruckuck aber au — den soll der Has beißen — Du Bachel — Du gohst no über den Teufel! Gang zum Deihenker (Teufelshecker?) — Wenn Di no der Teufel hola tät — Der ist em Teufel zu schlecht, sonst hätt er ihn scho lang gholt — Den soll der Teufel vierspännig holen — Gang zum Teufel — Du Teufelsakermost — Verklag mi beim Teufel und bei seiner Großmutter — Wer will den Teufel bei seiner Großmutter verklagen? — Dich hat der Teufel hergeführt — Du dummer Teufel — Der schwächt dem Teufel ein Ohr weg — Der Teufel ist los. — Besondere Eigenschaftswörter: nagelnu, steinbichelhört, kirzagrad, eiszapsakalt, siadichhoaf, kerngsund, suaderneidich, spottwolfl, hoorflei(n), hopfaleicht, bodaleß, sendlich deier = sündhaft teuer, spendeldirx, horischarf, breiwoach, sau guat, ver-

recht gern, gar arreg, arreg rächt, a ganz klei(n)s monzichs bisle, a graoß mächtigs Stück. Wo i des ghaert hau, hauni mi schier lez gmacht. Isch woher? Ja wärre! Was oder net? Warum net! Net, ha(n)? Ja freile! Ja jo, au no! Der Gruß: Guten Tag oder Grüß Gott wird auf der Straße selten benützt. Statt dessen hört man: Ists guat bei einander? Seid Ihr auch da? Fleißig? Macht Feierabend! Kommt Ihr auch?

Die folgenden Sprichwörter sind ins Hochdeutsche übertragen: Wer im Leben keinen Richter hat, dem zahlt der Tod seine Missetat. — Sparen mußt, wenn du gheirat bist, die Katz verkaufen und selber mausen. — Kurzes Haar ist bald gebürstet. — In der Jugend muß man einen Stecken schneiden, daß man im Alter dran laufen kann. — Viel Schaffen macht stark. — Morgen ist nicht heute. — Wer die Decke bei sechs Zipfel packt, dem schnappen vier hinunter. — Ein Narr macht zehn Narren. — Drei Bierling sind kein Pfund. — Nichts geht über 's nicht Nachlassen. — Ein wüster Bläß ist schöner als ein schönes Loch. — Die Armut ist eine Haderkaze. — Neue Besen kehren wohl, alte wissen Biegel. — An der Kinder Weiß' kennt man der Mutter Fleiß. — Zu einem groben Sack gehört ein grober Bindel. — Wer nicht trauert nach der Bahr, der muß trauern übers Jahr. — Der Tod frißt arm und reich. — Schlafen und Träumen läßt vieles versäumen. — Einem Kauschichen muß ein Mühlwagen ausweichen.

Ortsneckereien etc.

Die Neckarweihinger bezeichnet man in den Nachbarorten mit dem Spitznamen „Koggenlupfer“. Man sagt ihnen nach, daß sie, weil ihnen im Frühjahr schon das Brot ausgehe, an den Halmen ziehen, daß die Ähren baldere erscheinen. Ihren andern Unnamen „Kiesranzen“ verdanken sie ihrer Beschäftigung mit Kies. Die Neckarweihinger selbst nennen die Kiesarbeiter einfach „Kieser“. Die Kornwestheimer und Stammheimer heißen sich gegenseitig „Quettenbauern“. Die Quetten (Quecken) wachsen nämlich gern in dem kalten Schleißboden desjenigen Teils der Kornwestheimer Markung, welcher in die Stammheimer Markung hineingreift. Den Hardthof bei Schwieberdingen heißt man den Abbeleshof. Er liegt in der Nähe des alten römischen Wartbügels, von welchem aus Kaiser Wilhelm II. 1899 das Manöver leitete. Die Aldinger heißt man Abwergwickler. Dieser Name soll daher stammen, daß einst ein lediges Aldinger Mädchen ihr neugeborenes Kind in Abwerg gewickelt zu dem Vater desselben nach Neckarrens trug. Die Kornwestheimer heißt man Bachkörb (bachen = backen). Die Poppweiler heißt man Raubbürsten, den Ort selber New-York. Die Benninger werden Hummel genannt, sie sollen einst ihren Gemeindefarren an einem

Seil um den Hals am Kirchturm hinaufgezogen haben, damit er das herauswachsende Gras abweide. Die Beihinger werden Mardel, die Asperger Efel, die Möglinger Schleiftrög, die Stammheimer Quettenbauern, die Schwieberdinger Säubohnenranzen oder Hohlbüäch, die Tammer Hammel oder Schafbraten und die Markgröninger Leyßdla genannt. Von anderen Orten konnten noch in Erfahrung gebracht werden: Die Neckarremser nennt man Hühnerfräbler (= Hühnerförbeträger), die Mühlhäuser Palmefel (sie mußten einst dem Freiherrn v. Palm Frohndienste leisten), die Cannstatter Felbenköpfe, die Fellbacher Maikäfer, die Münsterer Knollenbüäch, die Unterrieringer Ruckuck, die Baihinger Pferchschlegel, die Hochdorfer Hoben, die Schöckinger Krabben, die Hirschlander Schnaken, die Dizinger Hafenscherben, die Münchinger Milchsuppen und die Hemminger Kuhschwänze. Ferner sind noch folgende Verse im Schwang: Mdingen liegt im Teich, Mühlhausen wäre gern reich, Cannstatt ist eine schöne Stadt, Stuttgart ist ein Rosengart, zu Dffingen ist der Maurerskübel, zu Hofen ist der Deckel drüber, Hegnach will untergau(n), zu Ludwigsburg da rumpelts schau(n), Asperg fall ein, fall ein! — Wer durch Heutingsheim kommt ungerupft und durch Beihingen ungespottet und durch Benningen ungeschlagen, der kann in Marbach von Wunder sagen.

In der Mundart weichen die Ortsnamen nicht viel von der hochdeutschen Aussprache ab. Man sagt Aldeng, Bobbeweiler, Heutengsa, Grenenga, Damm, Schwieberdenga, Stamma, Rosweil, Gaunich (Hoheneck) und statt Kornwestheim kurzweg Westen aber auch „Kornwammes“ kann man hören.

Von Hofnamen sind anzuführen der Bräcklins-, Eichmännische-, Fäckelins-, Widdum- und Wittenhof bei Aldingen, der Groddelhof in Poppenweiler und der Schnitz- und Lästehof bei Benningen.

Dorfstraßen- und Gassenamen: Kuhrain, Dengelberg, Deutscher Hof, Troddelhof, Schelmengraben, Hegeß, auf der Baruse (cf. Perouse), Eulenkreut, Grabben-, Spiegel-, Hasen-, Bad-, Wette-, Stelzen-, Schloß-, Oster-, Stier-, Kelling-, Juden-, Heren-, Schelmen-, Seegasse.

Einige auffallende Wegnamen wären: Hurschtäckerten, Brächter, St. Nickel und Egelsee bei Tamm. (Der Egelsee ist auch ein bekannter Festplatz in Baihingen a. Enz.) Ferner der Brachheimer Weg, Teufelsweg, Rothenacker Wald, Bauernfeind, Brennerstich, Thaler Weg und der Raidiger Weg bei Markgröningen wird als Römerstraße angesehen.

Von Flurnamen sind anzuführen: Bogellöcher, Landern, Rughart, Flohberg, Bracken, St. Johannser, Kad, Hurst (Markgröningen), Zur Brannten Eich, im Gayrn, im Gömpperlen, im Gutjahr, in der Kochengrub, die Stelzen, die Krumm-Jauchert, Schelmenacker,

Schlüsseläcker, Schmalzgrube, Storckenäcker, Strümpfeläcker, Hasen-
öhrle, Musengraben, Schubooz, Übelshalden, Kubental (Mdingen),
Rosenäcker, Königsrain, alte Bürg, in der Madel Grab (Benningen),
Scheckelter- und Schelmenpfad, Ehmental, Bocksländer, Herrgotts-
äcker, Gruber, Hörnle, Luß, Froschlache, Scheerseite, Battner, Wart-
bügel, Lauerbrunnen, Oderbrunnen, Z'Markt, Überrücks, Schlutten-
bach, Huttenbacher Grund, Hummelbrunnen, Wolfsgalgen, Bettelacker,
Paradeis, Borschbrunnen, Bohrkirchle (= Empor), Gagerbach, Lan-
dersbrunnen, Leinfeldergrund, Selich, Bahnmäher, Hardt, Rühloch,
Kagenloch, Franzenhöb, Eßichkolben, Herrenwiesen (Schwieberdingen),
Haslen, Beuzlen, Faltern, Gförig, Arnet, Rosenritter, Stärling,
Sodlen, Dufatenäcker, Mönchswingert, Buß, Salzäcker, Henke, Hörnle,
Frühmehwiesen (Neckarweihingen), Wammesknopf, Stiefelhanjen, Hub,
Burrten (Stammheim).

Als Spitznamen für Personen sind anzuführen: Der Schlurf,
Stärrieh, Büberle, Bambel, Bozele, silberne Christian, kleine Pro-
phet, Wardel(einer, der es mit Mein und Dein nicht genau nimmt),
Fersenthäus (das ist ein gewisser Matthäus, welcher Goldstücke von
der Ferse bis zum Knie befestigt hatte, als er vom russischen Feld-
zug zurückkam), Sappeurmayer, Göckelezmezzger, Kornvögele, Klamm-
hof, Kleineräter (= sieber), Hubbenhäuer, Hauderer. In Marktgrün-
ingen heißt man den Gerichtsvollzieher den dritten Stadtpfarrer.

Zusammengesetzte Namen aus Schwieberdingen: Herrenstoffeles-
hanneslesfritze, reichen Mäurers Louis, Hohlgrabenhannes, Geiger-
hansjörg, Färdes Done (= Ferdinands Anton), Hölldaved, Suffeles
Louis (Suffele = Sophie), 's Gret Konrada Gottlob, Herren-Roth-
acker, Kalebs Dickammerei.

Tier- und Pflanzennamen.

In Benningen heißt der Spatz = Spanter, das Kottelchen =
Kotwadel und die Ameise = Dmeise. Der Wiesenstorchschnabel
wird Gugafazg genannt. In Schwieberdingen ist Ehda = Ente,
Hoar = Huhn, Honn = Hund, Buzel = Schwein, Häddel = dürre
Gais, Hubba oder Zwetschgadarra = alter Gaul, der Ratt = die
Ratte, Schwälmla = Schwalben, Ehmeritzla = Goldammern, auch
Gälemer genannt, der Duweiher = Hühnerhabicht, Habich = Habicht,
Boombigger = Specht, Hagschlupfer = Zaunkönig, Steinschwäzler =
Steinschmezer, Häga = Elster, Mardl = Marder, Dadächsele =
Eidechse, D(n)moaja = Ameise, Hägararakenech (König) = Neun-
töter. Alle Schlangen heißt man Ddara.

Zällerich = Sellerie, Lenna = Linde, Dacha = Eiche, Abb-
heu = Esen, Kirschda = Kirsche, Madenga = Schlüsselblume,
Primula elatior, Wannabausa = Scabiosa, Naefzga = Flocken-
blume, Schätzgahen = Schachtelhaln, Schlaja = Schleen, Weg-

Gread = Knöterich, Allgabellaer = Osterluzzei, Bajassa = wilder Korb, Zitterla = Zittergras, Arbl = Erdbeere, Bredel = Wiesenfalbei, Dreierleifrüchte = Aronsstab, Frauenkraut = Falcaria Rivini, Gugglgau = Wiesenbocksbart, Hafablume = Küchenschelle, Himmelsbrot = Wegerich, Kazamaga = Klatschmohn, Ruheiter = Herbstzeitlose, Olmaga = Mohn, Arrasa = Erbsen, Laesa = Linsen, Klaja = Klee, Angerscher = Mangold, Korn = Dinkel, Azenda = Hyazinthe, Kloberle = Pensées, Dullibana = Tulpe, Ilga = Lilie, Dshenmäuler = Löwenmäuler, Stern = Narzisse, Baeterleng = Peterling, Komballa = einjährige Zwiebeln, Sonnenwirbel = Löwenzahn, während man sonst den Acker Salat darunter versteht, Schärtel = Bärenflau.

Dolkslieder.

1. Gestern Abend in der stillen Ruh, saß ich im Wald und hört der Amsel zu.
Und als ich so da saß, meiner ganz vergaß,
Da kam der Jäger, schmeichelt sich an mich und küßte mich.
 2. Soviel Laub und Blätter im Gebüsch, soviel tausendmal hat mich mein
Ja ja, ich muß gestehn, daß weiter nichts geschehn. [Schak geküßt:
Die Amsel in dem grünen Wald allein soll Zeuge sein.
 3. Da sprach die Amsel ganz entzückt: Wer hat meine Einsamkeit entdeckt?
Wohl in dem grünen Wald, da ist mein Aufenthalt,
Da wo ich gestern Abend spät in meinem Sinn gewesen bin.
-
1. Jetzt geht der Marsch ins Feld. Zu Wasser und zu Lande
Seins wir Soldaten um das Geld. Wenns die großen Nationen schlafen
Soldaten, die müssen wachen, dazu seins wir bestellt.
 2. Der König trägt die Kron, in der einen Hand das Scepter
In der andern das blanke, blanke Schwert, das bedeutet keinen Frieden
Und keine Einigkeit, keinen Frieden und kein Parдон.
-
1. Soldaten wir seins lustge Brüder, habens frohen Mut,
Singens lauter lustge Lieder, seins den Mädchen gut.
 2. Spiegelblank seins unsre Waffen, schwarz das Lederzeug,
Wenn wir auf der Britsche schlafen, seins wir unsrem König treu.
 3. Unser Hauptmanu steigt zu Pferde, zieht mit uns ins Feld,
Siegreich wollen wir Frankreich schlagen, sterben als ein tapftrer Held.
 4. Mut im Herzen, Geld im Beutel, und ein rot Glas Wein,
Das soll uns die Zeit verscherzen, lustig und zufrieden sein.
 5. Und habens wir zwei Jahr gedient und ist die Dienstzeit aus,
Dann schießt uns der König wieder ohne, ohne Geld nach Haus.
-
1. Feldjäger seins gekommen an, seins jedermann bekannt.
Mit Trommel und Trompetenschall marschieren wir durchs Land.
Feldjäger muß man ehren, weil er ist Soldat,
Er muß sich tapfer wehren fürs deutsche Vaterland.
 2. Als wir das Lager aufschlugen, der Feind vor Augen stand,
So tun wirs nicht verzagen, wenns schon die Kugel sauft.
Wenns blitzt, wenns kracht, wenns regnet, wenns gleich der Wind so brauft,
So tun wirs nicht verzagen, wenns schon die Kugel brauft.

1. Frisch auf zum fröhlichen Jagen, hinaus ins freie Feld,
Es fängt schon an zu tagen, die Sonn ist nicht mehr weit.
2. Auf laßt die Faulen liegen, und gönne ihnen die Ruh,
Wir eilen mit Vergnügen dem grünen Walde zu.
3. Die Vöglein in dem Walde, die seins vom Schlaf erwacht,
Sie haben ihrem Schöpfer ein Morgenlied gebracht.
4. Der Wald ist unsre Hütte, das Feld ist unser Haus,
Wir trinken aus der Quelle das klare Wasser draus.
5. Jetzt lad ich meine Büchse mit Pulver und mit Blei,
Wir schießen Reh und Hirsche, im Wald da seins wir frei.

1. Es waren drei Soldaten gefangen, ja gefangen waren sie,
Ja gefangen, gebunden und geführt.
Und dabei wird keine Trommel mehr gerührt,
Bis zu Straßburg auf dem Rhein.
2. Da begegnet ihnen auf der Brücke eine wunderschöne Dam,
Ach sie Dame, herzallerliebste Dame
Wir sind unsrer drei Soldaten gefangen,
Wollen sie nicht eine Bitte für uns tun?
3. Und wenn ich eine Bitte für euch täte, was würd es helfen mir?
Ihr tuts reisen ins fremde, fremde Land,
Liebet mich als armes Mädchen
In Schande, ja in Schande liebt ihr mich.

1. Der Jäger in dem grünen Wald,
Da sucht er seinen Aufenthalt,
Und er ging in dem Wald bald hin bald her
Ob auch nichts, ob auch nichts anzutreffen wär.
2. Und mein Hündelein ist stets bei mir
Wohl in dem grünen Wald
Und mein Hündelein das jagt, mein Herz das lacht.
Meine Augen, meine Augen, meine Augen leuchten hell und klar.
3. Da ruft mir eine Stimme zu
In diesem grünen Wald ja Wald:
Si wie kommst du in den Wald herein
Du strahlloses Mädchen, wie kommst du in den Wald herein?

1. Wo gehst du hin du Stolze, was hab ich dir Leides getan?
Daß du von mir willst scheiden und schaust mich gar nicht an?
2. Die Rosen sind gewachsen, ein ganzer Garten voll,
Mein Schatz liebt eine andere, ja ja, das weiß ich wohl.
3. Es flogen drei schneeweisse Tauben wohl über den Tannenwald,
Im Sommer da ist es so heiß, im Winter da ist es so kalt.

1. Warum ist denn die Falschheit so groß?
Und daß wir alle junge Bursche müssen ziehen ins Feld?
2. Nach Ludwigsburg marschieren und uns lassen visitieren
Ob wirs taugen ins Feld.
3. Der Hauptmann stehet draußen, schaut seine Leute an,
Und seids nur lustig, seids nur fröhlich, greifet herzhast daran.
4. Was hilft uns des Hauptmanns sein Reden, sein Sagen?
Mein Vater, meine Mutter, die hat michs aufgezogen.
5. Mein Vater, meine Mutter, meine Schwester, mein Bruder,
Meine ganze liebe Freundschaft, die hat eine Freud an mir ghabt.

1. Droben auf hohen Bergen, da stehet ein goldenes Haus,
Da schaun ja alle Frühmorgen drei schöne Jungfern heraus.
2. Die erste, die heißet Susanne, die zweite heißt Anna Marie,
Die dritte, die darf ich nicht nennen, dieweil sie mein eigen sein soll.
3. Drunten im tiefen Tale, da treibet das Wasser ein Rad,
Mich aber treibet die Liebe zur Müllerin ins Tal hinab.
4. Scheiden, ach scheiden, ach scheiden, wer hat denn das Scheiden erdacht?
Das hat schon viele junge Mädchen aus Liebe zum Weinen gebracht.

-
1. Zwei verliebten sich in einem Sinn
Sie gaben sich der Wehmut hin
Sie liebten sich so inniglich,
Das Schicksal traf sie sicherlich.
 2. Der Jüngling wollt auf Reisen gehn,
Sein Liebchen blieb ganz traurig stehn.
Die Mutter sprach: Mein liebes Kind,
Du weinst dir's deine Auglein blind.
 3. Ach Mutter, es hat keine Not,
Ich wollt, ich wär beim lieben Gott,
Für mich gibts keine Freude mehr,
Wenn ich nur niemals geboren wär.
 4. Die Mutter setzt sich auf den Stuhl
Und schrieb an den Geliebten nun:
Wenn du nicht kehrest bald zurück,
Verloren wärs dein Ehr und Glück.
 5. Der Jüngling macht sich aus der Fern
Und kehrt zu seiner Liebsten gern.
Aber ach, aber ach, was da geschah,
Als er sein krankes Liebchen sah!
 6. Er nahm sie sanft auf seinen Arm
Und sie war kalt und nicht mehr warm,
Sie war schneeweiß wie ein Engelein,
In seinen Armen schlief sie ein.
 7. Er ließ sich machen ein schwarzes Kleid
Bloß wegen seiner Traurigkeit.
Dies trug er sieben volle Jahr,
Bis daß sein Liebchen verweset war.

-
1. Willst denn du mich nicht mehr lieben,
So kannst du's lassen sein.
Nimmermehr will ich dich betrüben,
Bleibe stets für dich allein.
 2. Als wir waren 18 Jahre,
Du liebst mich und ich liebt' dich
Als wir damals so glücklich waren
Und jetzt alles anders ist.
 3. Meinst denn du's ich trage Kummer,
Dieweil du's einen andern liebst?
Nein ich lebe wie die Schwalben im Sommer,
Mit der Zeit vergeß ich dich.
 4. Mit der Zeit vergeß ich deiner,
Dieweil du mich vergessen hast.
Nimmermehr schlafen wir zusammen,
Geh nur hin wo's besser hast.

5. Geh nur hin zu deinesgleichen,
Ich wünsch dir viel Glück dazu,
Nur von meiner Liebe mußt du weichen,
Sonst läßt du mir keine Ruh.
 6. Die erste Lieb, die kommt von Herzen
Die zweite höret nimmer auf,
O wie glücklich ist der Bursche,
Der von keiner Liebe weiß.
1. Die Sonne sinkt im Westen und mit ihr schwieg die Schlacht
Sie senkte ihren Schleier, die stille, kühle Nacht.
 2. Und mitten unter Toten lag sterbend ein Soldat,
An seiner Seite kniete sein treuer Kamerad.
 3. Es neigt sein Haupt zum andern der Sterbende und spricht:
Nimm diesen Ring vom Finger, wenn ich gestorben bin
Und alle meine Briefe, die im Tournister sind.
 4. Und wenn dich einst wird führen zur Heimat das Geschick,
So bring es meinem Liebchen als letztes Pfand zurück.
 5. Und sag ich sei geblieben zu Sedan in der Schlacht,
Hab noch in letzter Stunde an's treue Lieb gedacht.
 6. Und wenn sie mit einem andern am Traualtar sich vereint,
So soll sie auch noch denken an den erschoffnen Freund.

Nachtwächterlieder.

- Hört ihr Leute laßt euch sagen
Unsre Glock hat 8 geschlagen,
Nur acht Seelen waren dort (Noah)
Die da glaubten an Gottes Wort.
Wohl um die Achte!
- 9 Uhr wurde nicht gesungen. Um diese Stunde wird (in
Benningen) das Rathausglöcklein geläutet.
- 10 Uhr: Anfang wie oben.
Ach, zehn Fromme waren nicht
Dort bei Sodoms Strafgericht!
- Oder: Zehn Jungfrauen gingen aus,
Fünf nur kamen ins Hochzeitshaus.
- 11 Uhr: Elf Apostel blieben treu
Judas trieb Verrätere.
- 12 Uhr: Zwölf Apostel sandt der Herr
In die Welt als Prediger.
Oder: Zwölf Tore hat die goldne Stadt,
Selig wer den Eingang hat.
- 1 Uhr: Eins ist not, Herr Jesu Christ
Laß dich finden wo du bist
- 2 Uhr: Zwei Wege hat der Mensch vor sich,
Herr, den schmalen führe mich!
- 3 Uhr wird das Rathausglöcklein geläutet.
- 5 Uhr läutet man die Betglocke, Märkaläuten genannt.

Kinderlieder.

Wenn Kinder miteinander spielen, so nennt man das „Schempferles tun“. Es werden dazu sehr gerne Verse gesprochen oder ge-

fungen. Manche derselben sind allerdings nur für den Sprachforscher von Interesse. Die wichtigsten derselben sind folgende:

Ringen, ringen Reihen
D' Kinder gehn zu zweien
's Käzle liegt im Holderbusch
Rufen alle: Musch, musch, musch!

Ringen, ringen Rosen, Zucker muß man stoßen,
Schöppl Wein, Brezette drein, komm wir wollen lustig sein.

Hoppa, hoppa Köpfe, z' Stuaert stoht a Schlöfle
Z' Stuaert stoht a Guckhaus, gucket drei schöne Fräulein raus.
De erst spinnt Seide, de zweit mißt d' Weite,
De dritt spinnt en rota Rock für mein kleine Zottelbock.

Hoppa, hoppa hära, so reitet Fräla (Fräulein)
So reiten kleine Kinder, die noch nicht geritten sind,
Wenn sie größer werden, reiten sie auf Pferden,
Wenn sie größer wachsen, reiten sie nach Sachsen,
Und wenn der Bauer ins Wasser fällt, so macht er einen Pflumpf.

Hoppe, hoppe Gänle, der Müller schlägt sei Säule,
Der Müller schlägt sei raote Kuah, Muatr därfi au derzua?
Noa, noa derst net derzua, 's ist soa baesa, baesa Kuah!

Gitsche, gatsche gautschen, sitzt a Weible draußen
Hat Schüffela feil, hat Häfela feil, gibt meim Kindle au en Teil!

Heia, bobeia, schlags Göcklerle tot,
Legt mer fei' Eier und frist mer mei Brot.
Kupfet mir ehm d' Federla raus
Und machet em Kendele a Bettle draus.

Bärle, Bärle tanz, mei Vater macht en Kranz
Hüba und drüba a Zottel dra, daß mei Bärle tanza fa.

Korätsch, korätsch! der Ackermann sät!
D' Bögela singet, daß Kernla verspringet!
Korätsch, korätsch!

Ei Bua, was kost't dei Heu? (3mal)
Mei Heu des kost en Gramm!
Hoheisa, viva Gärtnersgramm!
Mei Heu des kost en Gramm!
(Dieser unsinnige Vers ist sehr beliebt!)

Es war einmal ein Bäuerlein,
Das ging zu einem Schneiderlein
(nun wird ein Taschentuch auf irgend eine
Schulter gelegt)
Mach mir daraus ein Röcklein
Bis Sonntag muß es fertig sein!

Uff der grüna Donau sitzt a Krokodil!
Schustersbua will's fanga mit am Besastiel.
Besastiel bricht a, — Schustersbua fällt ra.

Sohrle, mei Mohrle hat Mucka em Hirn
Und wenn se net raus gehant no bleibet se drinn.

Hansel und Gretel hat d' Schüssel verbrocha
Ra mer em Kandle koa Breile mai kocha.

Schmied, Schmied, Schmied, nimm dei Hämmerle mit,
Wenn du mitt dei Gäule bschlagga, mußt dei Hämmerle bei dir traga.
Schmied, Schmied, Schmied, nimm dei Hämmerle mit!

Uff am Bergle stoht a Häusle
Guckt a Weib raus, dui hoast Gret,
Hat en Hommelskopf und a Schlappergosch
Und a Nas' wie Trompet!

Bitsche, batsche Eierfucha,
's Käzle kommt, wills au versuacha,
Miau, miau, laß me gau (gehen)
Bis i alles gressa hau(n)!

Gestert beni z' Pommera gwää,
Z' Pommera en der Mühle.
Ist mer a buckelichs Male (= Männchen) verkonmma
Hat mer meine Müßla gnomme.
Gi do schlag der Kuckuck drein
En des buckelich Male nei!
Male hat mer Kernla gää (gegeben)
Kernla hauni Müller gää
Müller hat mir Meahle gää
Meahle hauni Bäcka gää
Bäcker hat mir Beckla gää
Beckla hauni Vater gää
Vater hat mir Steckla gää
Steckla hauni Lehrer gää
Lehrer hat mir Däzla gää
Däzle hat mi bissa!

Kaminfeger freidaweiß
Hot a Säckle vohla (voller) Läuß.
Kas nemme traga, schmeißts uff da Waga.
Wenn der Waga bricht, no schmeißt ers uff da Mist.
Wenn der Mist versault, no schmeißt ers uff da Gaul,
Wenn der Gaul en Neckar sprengt, no schreit der Bauer: oha!

Doktor Bär schickt me her, ob der Kaffee fertig wär.
Mein Kind, du mußt ein wenig warten,
Geh derweilen in den Garten.
In dem Garten steht ein Baum,
In dem Baum ist ein Nest,
In dem Nest ist ein Ei,
In dem Ei ist ein Dotter,

In dem Dotter ist ein Has
Der springt dir auf die Nas.

Rega, Rega, Tropfa, alte Weiber hopfet, (auch: Es regelet, es tropfelet zc.)
Hopfet in der Küche romm, schmeißet alle Häsa omm!

D' Sonna scheint, 's Bögele greint,
Sitzt uffs Schneiders Lada, spinnt a Böbbele Fada,
Sonnarega hör bald auf, laß die liebe Sonne raus.

Schlaf, Kindle schlaf, der Vater hütet d' Schaf.
D' Mutter hütet d' Bämmer, dann schläfst du noch viel länger.
Zwei schwarze und zwei weiße, die wöllet 's Kindle beiße
D' Mueter schüttelt 's Bäumele, da fällt herab a Pfläumele.
Schlaf, Kindle schlaf und blöet net wie a Schaf
Sonst kommt des Schäfers Hündele und beißt mei böses Kindele.

Hängt a Kindle (andern Orts: Engese) an der Wand
Hat a Gackele (Gi) in der Hand,
Möchts gern essa, hat fei(n) Messer.
Fällt a Messerle oba ronter,
Schlägt em Kindle 's Armle ronter,
D' Magd sprengt zum Balbierer,
Der Balbierer ist net z' Haus,
's ist a altes Weib zu Haus,
D' Kaz fehrt Stuba aus,
D' Maus trägt da Rutter raus,
Ist a Gockeler aufm Dach,
Hat se halba z'tropfech glacht!

Mei Kendle ist fein, 's könnt feiner net sei,
's hat mer versprocha, sei Herzle ghör mei!

Heila, heila Sega, drei Tag Rega, drei Tag Schnee
Tuat mein Kendle nemme weh.
(In Veihingen: Drei Tag Hammelsdreck,
Morga ist dei Waible weg!)

Es regelat, es tropfelat, es geht a kühler Wend
Und wenn der Teufel Buba (Mädla) holt, no isch fei arge Send!

Storch, Storch, Schniebel, Schnabel
Mit der langa Heuagabel,
Mit der langa Flenta,
Kannst de dra henka.
Hat em Vater 's Geld vergraba
Mit der langa Heuagabel,
Hat a schwarzweiß Fräckle a,
Trauert für da Edelma.

Krab, Krab, dei Häusle brennt,
Hocket 7 Junge dremm,
Junge wie de Alte,
Könnets nemme verhalta.

Heilandsvögele (Herrgottsvögele) flieg,
Flieg ens untre Bäckahaus,
Hol mir en Beck und dir en Beck,
Bloß em alta Schemmele nex.

Herrgottsvögele flieg,
Flieg en meiner Ahna Garda,
Daß d' Apfel und Biera wachset.

Maikäfer flieg, dei Vater ist em Krieg,
Dei Muatter ist em Bommerlaud, Bommerland ist abgebrannt.

Schneck, Schneck streck deine Hörner raus
Oder i schmeiß de über tausend Maura naus.

Abzählverse.

Macht auf das Tor, ich komm mit meinem Wagen.
Wer sitzt drin? Ein Mann mit rotem Kragen.
Was will er denn? Er will die holen.
Was hat sie denn getan? Die hat gestohlen.

Strick mir ein paar Strümpf,
Nicht zu groß und nicht zu klein.
Sonst mußt du mein Fanger sein.

1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, eine alte Frau kocht Rüben,
Eine alte Frau kocht Speck, i oder du mußt weg.

Adolf ist en Garta ganga
Wieviel Vögel hat er gfanga?
Ein, zwei, drei, i oder du bist frei!

Hirre, hirre aus der Stanga
Wer net geht, den muß mer fanga.

Eins, zwei, drei, nigge, nagge nei
Nigge, nagge Ruß, du bist duß!

Isa, ecka, Bohna Steck, ti, ta, Topf,
Wer net fünfe zähla ta, dem schlägt mer ei(n)s an Kopf.

Dibbeles, dabbeles Melkastrock,
Wie viel Hörner hat der Bock?
Eins, zwei, drei, du bist frei!

Eine Maus geht durch das neugebaute Haus,
Sattel Rapp, du gehst ab.

I zähl a und du bist duß!
Wer mi fangt, der kriegt a Ruß.
Wer die Ruß verbeißt, dem schlag i eins ins Kreuz.

Ene dene do, Rappanalla no,
Isfalla, bombanalla is, diß, duß!

Höpfle, häpfle, hopf übers Käpferle,
Hopf drüber naus, du bist dauß.

Schäfer bend dein Pudel a,
Daß er mi net beiße ka,
Beißt er mi, no strof i di
Um en Gulde Kreuzer.
Scher di weg von meinem Haus
Oder i laß mein Pudel raus und du bist dauß.

Königs, Kaisers Töchterlein
Sitzt auf einem Türmelein.
Kann man sie auch sehen?
Ach nein der Turm ist gar zu hoch,
Ach man muß den Stein abbrechen,
Stein brich ab!

Sprechübungen.

Es reiten drei Reutlinger Reiter ums reitende Reutlinger Rathaus herum. — Hinter 's Hännlesles Hännlesles Haus hanget hundert Hase (Kirschahäut) raus. Hundert Hase hanget raus, hinter 's Hännlesles, Hännlesles Haus. — Müller mahl mir mei Mehl, morga muß mir mei Mutter mirre Milchmitschela (= mopperle) macha. — Wenn Wasser Wein wär, wie würdet d' Weiber Windla wäsche. — I gang nonter an da Bach und brech mir a breitgeblattetes Bachbappelblatt ab. — D' Kaz b'steigt d' Spä(n), d' Kaz hat d' Spä(n) b'stiega, b'steigt Spä(n) no! — Hast du au den gelba Emmeritze uff dera gelba Haberripa = spiza sitza seha? — Du Kerle, sag dem Kerle, daß bei Kerle mein Kerle kein Kerle mei(n) (mehr) heißt.

R ä t t e l .

1. Wo schneidet man das Kommissbrot an? (In der Kaserne.)
2. Johann Jakob Schorf zackert hinterm Dorf, ohne Pflug und ohne Egge, Johann Jakob Schorf, zackert hinterm Dorf. (Maulwurf.)
3. Geht jemand d' Bühnasteg nauf, hat a Sichel em Hintern. Wer ist das? (Gockeler.)
4. Geht ebbes d' Bühnasteg nauf und hat 4 Ohrläppla! (Mulde.)
5. Geht ebbes d' Bühnasteg nauf aufm Kopf! (Nagel im Schuh.)
6. Ist ein eisernes Gäule mit einem leinenen Schwänzle. Je ärger daß des Gäule springt, je kürzer wird sei Schwänzle. (Nadel mit Faden.)
7. Steht ebbes hinterm Haus, brennt bei Tag und Nacht! (Brennmesel.)
8. Steht ebbes Tag und Nacht hinterm Haus und blökt d' Zähn. (Egge.)
9. Kein Hund frist d' Wurst mit der Haut! (mit Maul.)
10. Fünf gingen aus, um einen zu fangen und singen ihn. Zuerst kam er nach Wergelstadt, dann nach Nagelstadt, dann nach Knehl! Dort wird er zum Tod verurteilt! (Floh)
11. I beiß in ebbes und des beißt mi au! (Kettich.)
12. Welcher Unterschied ist zwischen einem Bären und einem Kettich? (Der erste ist außen, der andere innen pelzig.)

Dialektprobe in gedrängter Kürze.

Morgnets em halb fei(n)se, wemmer uffamärga läut, stann' i uff, no duan i fiadara onn no iß i mei Subba. Hei(n)d gohts naus en da Battner, do hanni zwoa Morga Aders. D' Goasl enn der Sa(n)d, onn Backspfeifa em Maul, uff meim Loaderawaga drowa, no wechsele mit foam Kenech. Wemmer ebber verkommt, no sage: Kommet ar au? oder ganz ei(n)sach: Au? No saet der ander: Ja! En andere Gruas kennt mer bei o(n)s net. Uff der Fransahae isch mer's Suffeles Adam sei Knächt mit ama hauch gladana Waga voll Heu, mit ara Blaja guat zuadeckt, verkomma. D' Birabem hanget ganz brazzelt vol, ganze Klubbarta hanget dra, daß d' Nüst schiar brechat. Uff de Klajaäcker sieht mer nex als Hei(n)za. An Pfarrwüste grenzet lauter Burra, dort senn au d' Wäag so arreg schlecht. Do hats so tiase Gloaser, daß mer net amohl mit ama Schaltfarrech fahra ka, mer muaß Fuatter uffm Kopf derher schloasa. Da Karsch bricht mer schiar a, onn mit der Säages kommt mer uff lauter Stoaner. Je haecher daß mer nuff kommt, wia maener Sa(n)d hats, daß mer d' Gäul äll Tritt schiar auskruaga lau(n) muaß. Am Roa siehne mein Kneacht stau(n) on an dene Dorn rom grubba. Bei deam goht ebba d' Arrawad net nore, überal tuat er ommer gucka. Beim Geschäft fend' er da Bordl net raus, alles tuat er verhobbasla. Der Medech onn de andere Würdech senn am de o(n)gschickste Däg, bei deam jotts au alle Däg Sonndech fei(n). Mer kanan doch net emmder gau(n) lau(n). Wemmer am ebbes saet, no duat ers „naerscht“ net. Wenn i zuanam na komm, no gohts abber baes zua.

Übers Metter.

Zaerschda hat mer gmoat, der Behd däh d' Wolga verjaga, mo aber no so a groa Wa(n)d komma ischt, hat mer schau(n) (= schon) merka kenna, daß bald reagara wurd. Uff oamol hats an d' Feastr brazzelt, no hats afanga grisla, so omma drui rom, no hats äwa so ane greagert an oam Drohm furt, des ka nei(n) woachla.



Druckfehlerberichtigung:

Heft III Seite 41 ist zu lesen statt „geigelt“: ge-igelt (von Igel).

Seite 49 statt „Murdesheer“: Muodesheer (Gotans Heer)
und ebenda statt „Awamargegeist“: Awamergegeist.

Das frühere Museums- und jetzige Ratskellergebäude in Ludwigsburg.

Nach einem bisher ungedruckten Aufsatz aus den nachgelassenen Papieren des
† Hofbibliothekdirektors Dr. v. Schanzenbach.¹⁾

Eines der ansehnlichsten Gebäude in Ludwigsburg ist der Ratskeller. Auf seiner Südseite schließt sich ihm ein großer mit prächtigen Bäumen und Ziersträuchern bepflanzter Wirtschaftsgarten an, der, an sich schon eine Sehenswürdigkeit, durch häufige Konzerte der hiesigen Militärkapellen eine vermehrte Anziehungskraft erhält. Das Ratskellergebäude hat eine wechselvolle geschichtliche Vergangenheit hinter sich. Zwar konnte bis jetzt nicht festgestellt werden, wer es erbaut hat. Es²⁾ ist derselbe Fall wie mit dem Rathaus. Man weiß recht wohl, daß dasselbe aus dem Besitz eines Herrn von Kaltenthal oder vielmehr seiner Tochter im Jahre 1765 in den der Stadt kam. Wer es aber erbaut hat, wann es erbaut wurde, habe ich nirgends finden können. Es gehört eben die Zeit von dem Tode des Herzogs Karl Alexander (1737) bis zum Anfang der fünfziger Jahre, wo sein Sohn und Nachfolger, Herzog Karl Eugen, sich mehr für das verlassene Ludwigsburg zu interessieren anfang, zu der bis jetzt am wenigsten aufgehellten Periode der Geschichte unserer Stadt. Wie man schon zur Zeit der Gründung von Schloß und Stadt zwischen Kirchen- und Krongut wenig Unterschied gemacht, so waren auch später Staats- und Hof- und städtische An gelegenheiten vielfach untereinander geworfen und selbst die Obliegen-

¹⁾ Viele Leser unserer „Geschichtsblätter“ wird es freuen, hier einem Aufsatz des um die Erforschung der Geschichte seiner Vaterstadt hochverdienten Mannes aus dem Jahre 1899 zu begegnen. Die Arbeit wurde im verfloßenen Jahre von der Witwe des Verfassers mit vielen andern Aufzeichnungen zur Geschichte Ludwigsburgs in dankenswerter Weise dem Historischen Verein überlassen und erscheint hier mit den inzwischen nötig gewordenen Aenderungen, Ergänzungen und Nachträgen. D. Schriftlfg.

²⁾ Hier beginnt die Abhandlung v. Schanzenbachs.

heiten der staatlichen und städtischen Ämter vermischt worden; ja die Stadt besaß nicht einmal ein Rathhaus mit geordneter Registratur und Urkundenverwaltung. Herzog Karls autokratisches Regiment ließ lange Beratungen nicht zu. Man wird bei ihm öfters an das Psalmwort erinnert: „So er spricht, so geschieht's; so er gebet, so stehts da“.

So stehen auch plötzlich im Jahr 1767, zwei Jahre, nachdem der Herzog seine Residenz von Stuttgart weg nach Ludwigsburg verlegt hat, statt der drei im Jahre 1726 von dem jungen Baumeister Leger in seiner „Description“ erwähnten Häuser, in der jetzigen Wilhelmstraße vier weitere Gebäude da. Leger, die beste und ausführlichste Quelle für die Häusergeschichte Ludwigsburgs unter Eberhard Ludwig, führt auf: das General Phullische Haus (später herzogl. Kanzlei, unter Herzog Karl Gardekaserne, dann Militärisches Waisenhaus, zuletzt „Kanzleikaserne“), das Herrenberger Amtshaus (1767 im Besitz des Obristwachtmeisters Baron v. Liebenstein, 1788 im Besitz des Hauptmanns und Regimentsquartiermeisters Zech, jetzt Kameralamt) und das Haus des Hofmeisters v. Thüngen (1767 Amtswohnung des Spezialsuperintendenten Zilling, jetzt Prälatur). Hierzu waren zwischen 1726 und 1767 gekommen: das Sponecksche Haus (die Sponecks stammten von dem letzten Herzog der in Mömpelgard regierenden Linie des Hauses Württemberg und hatten ihren Namen von der zu den elsässischen Besitzungen Württembergs gehörenden Feste Sponeck). Dieses Haus, in dem zu Anfang des vorigen Jahrhunderts der General Ferdinand v. Barmbüler, Schwiegerjohn des gegenüber wohnenden Landvogts v. Berlichingen, und später Erbauer von dem Landsitz vor dem Eglosheimer Thor (Marienwahl), wohnte, gehörte 1767 zur Gardekaserne. Westlich von dem „neuen Spezialhaus“, einem „Geschenk Karls“, erhebt sich in demselben Jahr das „Neue Rathhaus“, das die Stadt ebenfalls der gütigen Vermittlung des Fürsten verdankte, und in dem prächtigen Gebäude daneben wohnt „Madame Toscani“, die erste Bewohnerin des Museumsgebäudes, von der wir wissen.

Hat der Herzog es dieser seiner Geliebten, die in dem Taufregister vom Jahre 1764 einmal als Patin bei einem Kind des Tänzers Cardella unter dem Namen „Mademoiselle Louisa Toscani“ figurirt, bauen lassen? Wir finden unter den alten Planskizzen auf dem Ludwigsburger Rathhaus einen Situationsplan für ein für Oberstlieutenant (später Feldzeugmeister) v. Werneck, desselben, von dessen Regiment im Siebenjährigen Krieg bei dem Ueberfall von Fulda durch den Erbprinzen von Braunschweig (29. Nov. 1759) sechs Compagnien in Gefangenschaft gerieten, zu erbauendes Haus mit großem Hof, Drangerie, Stallung, Gartenanlagen und dergl. Der Plan ist von dem Gerichtsverwandten und Feldmesser Mezger

in Ludwigsburg gezeichnet und trägt das Datum vom 20. Juni 1743. Die ganze Anlage mit der Einfahrt rechts hat viel Ähnlichkeit mit dem jetzigen Rathaus, und da rechts (westlich) davon steht „Herrschaftliches Haus“, so könnte letzteres immerhin das Museum sein; entschieden behaupten möchte ich es nicht.

So viel aber ist sicher, daß im Jahre 1767 das Museum bestand, und daß die Toscani es bewohnte. Wir wissen das aus einem für unsere Häusergeschichte außerordentlich wichtigen, ja unentbehrlichen gedruckten Büchlein, der Beschreibung von der feierlichen Einholung des Herzogs durch die Ludwigsburger nach seiner Rückkehr von Venedig und von der glänzenden damit verbundenen Illumination der ganzen Stadt. Das Büchlein führt uns durch die einzelnen Stadtviertel, zeigt uns fast jedes einzelne Haus und die meisten seiner Bewohner und erzählt uns von der nie gesehenen Pracht der Beleuchtung, der Originalität der Transparente, Inschriften u. dergl. Damals hatte Spezial Zilling an seiner Amtswohnung ein „Gemälde“ angebracht, auf welchem „das neue Spezialhaus“ — das alte 1790 erbaute stand am Markt und war dem ersten Diakonus eingeräumt worden, so daß bis zur Aufhebung eines der Diakonate und noch längere Zeit nachher die Wohnungen der beiden Stadtgeistlichen, die „Helfershäuser genannt“ wurden — „mit Garten perspektivisch geschildert“ war nebst den Versen: „Karls Geschenk ist dieses Haus, Dank und Ehrfurcht scheint hinaus.“ Prächtig nahm sich daneben auch das „Neue Rathaus“ mit des Herzogs Namen auf der Staffel und den grünen Bögen „auf der Gasse“ aus. Alles aber wurde überstrahlt durch das Toscanische Gebäude: vor dem Haus war ein Garten aus Drangen und anderen Bäumen gebildet, des Herzogs Name, das Portal, die Gurtgesimse, alles war mit Lampen und Wachslichtern erleuchtet, alle Fenster waren durch Guirlanden von natürlichen Blumen und Laubwerk verbunden.

Wie lang Madame Toscani das Haus bewohnte, ist mir nicht bekannt. Herzog Karl's Leidenschaften für diese italienischen Künstlerinnen, waren ja rasch wechselnde. Im Jahr 1771 wurden die Kaufmannsöhne Toscani, 11--17 Jahre alt, von denen der jüngste in Ludwigsburg geboren war, in des Herzogs Militärpflanzschule aufgenommen; sie scheinen Verwandte der Tänzerin gewesen zu sein und traten bald wieder aus. Dagegen mag wohl einer der vier Franquemont, die, allesamt geborene Ludwigsburger, Juli 1775 im Alter von 5—6³/₄ Jahren in die Karlschule eintraten, die Toscani zur Mutter gehabt haben. Die Söhne des Herzogs aus seinen vorübergehenden Verbindungen wurden nach einer in Frankreich gelegenen Besitzung Württembergs, einem von Herzog Friedrich I 1595 erworbenen Lehen des Bischofs von Basel, Franquemont genannt. Sie traten alle 1787 und 1788 als Lieutenants aus. Der eine

von ihnen, Friedrich, dessen Mutter Regina Monti war, hat sich später als Heerführer und Kriegsminister Graf v. Fr. einen Namen gemacht. Ein anderer besaß in den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts als pensionierter Oberst das Haus Stuttgarterstraße 16. Wer seine Mutter war, weiß ich nicht; vielleicht die Toscani, vielleicht auch die berühmte Sängerin Bonafini, deren Haus — das Grävenitz'sche in der Marstallstraße (jetzt Nr. 5) — ebenfalls zu den glänzendst geschmückten der Illumination vom Jahre 1767 gehörte, und die einem der beiden Karl v. Franquemont, dem jüngeren, 1770 das Leben gegeben hatte.

Mag es nun mit den häuslichen Verhältnissen der Toscani gewesen sein wie es will, im Herzen des Herzogs gab es, seit er (1769) Franziska v. Leutrum, geb. v. Bernerdin, kennen gelernt, und seit dieselbe (1772) die Seine geworden war, für die Italienerinnen keinen Platz, in Ludwigsburg kein Bleiben mehr. Auch die Toscani mußte aus dem schönen Heim weichen.¹⁾ Ob es ihr zu eigen gehört oder vom Herzog nur geliehen war, es wurde dem Verkauf ausgesetzt und fand bald, anfangs der siebziger (?) Jahre, einen reichen Käufer. Das war der frühere Obristwachtmeister im v. Bouwinghausen'schen Husarenregiment, v. Dedell, seit 1771 Ritter des Militär-St. Karlsordens, der durch seine Verheiratung mit der Witwe des berühmten Wittleder in den Besitz eines großen Vermögens gekommen war. Der Thüringer Wittleder war ein Kind des Glücks. Aus geringem Geschlecht entsprossen, nachgerade Gerbergeselle und Korporal, dann Schreiber, ward er durch eine vorteilhafte Heirat in Stand gesetzt, in Württemberg in mehrere Verwaltungsämter zu kommen. Durch allerhand Finanzvorschläge empfahl er sich dem verschwenderischen und allzeit geldbedürftigen Herzog Karl und wurde neben Rieger und Monmartin dessen dritter böser Geist. Im Jahr 1762 trotz gemeinster Denkfungsart und rohester Sitten bis zur Stelle eines Kirchenratsdirektors emporgestiegen, richtete er für Monmartin den frechsten Diensthandel ein. In Ludwigsburg errichtete er einen förmlichen Kramladen, wo Unter aller Art, auch unnötig geschaffene, auch bloße Gemeindeämter, Nachwächterdienste, ohne Rücksicht auf das Verdienst und die sonstigen Ansprüche der Bewerber an den Meistbietenden verkauft wurden. Um die Gunst des Herzogs zu gewinnen, raubte er dem Kirchengut in kurzer Zeit gegen 550,000 fl. Es läßt sich denken, daß viel von all dem Geld an feinen eigenen schmutzigen Händen hängen

¹⁾ Im Jahre der Stadtvermessung (1787) finden wir das Gebäude im Besitz des durch Kerners „Bilderbuch“ bekannten Handelsmanns Joseph Mainoni, der es wohl noch in demselben Jahre an Dedell verkaufte; 1789 wird dessen Witwe in den amtlichen Urkunden als Besitzerin genannt.
D. Schriftl.

blieb. Dñnehin bezog er vertragsmäßig den zehnten Teil der Ertragnisse seines Gewerbs. Im Jahre 1766 fiel er in Ungnade, er zog von Ludwigsburg nach Straßburg, dann nach Heilbronn, endlich nach Heidelberg, wo er als churpfälzischer Geheimrat 1769 starb.

In dem Sündengeld, das Wittleders Wittwe dem armen und verschuldeten Major v. Dedell beibrachte, lag kein Segen. Wie sein Vorgänger in der Ehe, war auch er aus ärnlichen Verhältnissen emporgekommen, hatte nie mit dem Geld umzugehen gewußt, und als er nun gar in das ehemalige Toskanische Haus einzog, kannte seine Verschwendung und Großmannsucht, aber auch seine Freigebigkeit keine Grenzen. Nirgends aß und trank man besser als bei „Sr. Gnaden, dem Herrn Obristen“. Sein Haus gehörte zu den angesehensten der Stadt, der Umgang mit dem immer liebenswürdigen Manne war gesucht, bis die ganze Herrlichkeit ein jähes und furchtbares Ende nahm. Zu denen, welche Dedell immer besonders freundlich behandelt hatte, gehörte auch der geniale Dichter und Lebemann Christian Daniel Schubart, der 1769¹⁾—73 als Stadtorganist in Ludwigsburg lebte. Diesem verdanken wir auch die beste Beschreibung von dem Zusammenbruch des Dedell'schen Glücks, dem schon 1783 ein schweres Gewitter gedroht hatte. Von letzterem berichtete der gefangene Schubart kurz vom Hohenasperg aus an seine Frau; über den gänzlichen Ruin des Unglücklichen berichtete er, freigeworden, an seinen Sohn. Ich lasse beide Briefe folgen. Der zweite kann für Schubart typisch, wenn nicht klassisch genannt werden, so sehr kennzeichnet er nach Licht- und Schattenseiten das Wesen des Stürmers und Drängers, wie des Helden der Feder.

 Schubart an seine Gattin.

 Hohenasperg, Samstag 6ten Febr. 1783.

..... Dedell, unser größter Wohlthäter, der mir Kleidungsstücke, Bücher, Pfeifen, Tabak u. s. w. schon mehrmalen geschenkt hat, für mich handelte und sprach, liegt ohne Hoffnung darnieder. Gott lohne sein edles Herz in der Ewigkeit!

 Schubart an seinen Sohn.

 Stuttgart, den 25ten Merz 1789.

Ich muß Dir, lieber Sohn, einen sehr traurigen Zustand aus unserer Gegend melden. Obrist Dedel, unser zwanzigjähriger Gönner und Freund, hat sich am 19ten diß erschossen. Die Sache trug sich also zu: Dedel, ein Mann hohen Geistes, starken Sinnes, schwang sich aus der Niedrigkeit eines dumpfen Herkommens, durch seine Kenntnisse und kluges Betragen bis zum Obristleutnant empor. Spiel, Aufwand und überfließende Großmuth versetzten ihn tief in Schulden. Die Wittve des bekannnten [Wittleder], eines Menschenquälers von der ersten Klasse, zahlte seine Schulden und bot ihm ihre Hand — mit einem Vermögen von 80000 fl. — Dedel verließ nun die Württembergische Dienste, kaufte sich den Pfälzischen Obristtitel, setzte sich in Ludwigsburg; hielt Equipage, gab prächtige Feste und lebte wie der reiche Mann, sorglos und alle Tage herrlich und in Freuden. Auch

¹⁾ Schubart kam im September 1769 nach Ludwigsburg.

diß Vermögen zerrann und die Schulden häuften sich wieder ungeheuer. Von dieser Last gedrückt und zurückschauend vor Schmach und Armuth, beschloß der Unglückliche — zu sterben. Er that diß mit unbeschreiblicher Entschlossenheit und Überlegung. Vor drei Wochen besucht' ich ihn in Ludwigsburg. Ich fand ihn sinnend über den Werken Friedrichs [des Großen] sitzen. Er sprang auf, umarmte mich, ließ Burgunder holen; wir tranken; sprachen viel von Friedrich, von den Weltläufen, von mir, von Dir und hundert andern Sachen. Er zeigte mir Bücher, Kupfer, militärische Zeichnungen; sprach äußerst offen; nur war seine Gesichtsfarbe blässer als sonst, und seine Worte waren oft mit einem tiefen Seufzer begleitet. Ich schrieb diß seiner bekannnten düstern häußlichen Lage zu. Wir nahmen Abschied. Ewig will ich seine Stellung und den Ton seiner Stimme nicht vergessen. Er blickte ernst gen Himmel, daß ich nur das Weiße seiner Augen sah. Ach!! seufzte er aus der tiefsten Seelentiefe — dann umarmte er mich feurig. Leben Sie wohl! Grüßen Sie mir Ihren Sohn! — und so sah ich ihn zum letztenmal. — Acht Tage darauf sprach er mit völliger Ruhe zu einigen Offiziers: Gottlob, daß ich nun sagen kann: der 19te Merz wird mein Schicksal entscheiden! — Seit diesem schien er immer ruhig zu seyn; er nahm Besuche, gab Besuche; war launisch wie sonst; aß, trank, ritt, fuhr. Jedermann glaubte, er hätte Ausichten nach Rußland.

Den Tag vor seinem Tod kam Major von P[alm] [?] zu ihm und lud ihn ein, morgen seinen Geburtstag mit ihm zu begehen. — Zum Mittagmahle komme ich nicht; aber Ihren Geburtstag will ich so festlich begehen, wie er gewiß noch niemals gefeiert worden. Sein gewählter Todestag brach an. Er bestellte den Hauptmann Mylius zu sich, um mit ihm ins Osterholz zum Oberforstmeister [v. Stedingk] zu fahren. Er verschloß sein Cabinet, ging am Zimmer seiner Gemahlin vorüber, setzte sich in die Kutsche. Sie haben Uhr und Börse vergessen, sagte sein Bedienter. Habs heute nicht nöthig — sagte er kalt. Unterwegs sprach er wenig, aber alles mit seiner gewöhnlichen Präzision. Im Osterholz bei Stedingk war er ungewöhnlich ernst, kein jovialischer Einfall trotz von seinen Lippen: er warf sich von einem Sessel in den andern, sprach viel über die Schwierigkeit, heutzutage mit Ehren durchzukommen. Endlich begann er an Stedingk die Frage: Ist die große schöne Eiche schon gefällt? — Nein, erwiderte jener, aber noch diese Woche soll sie fallen. — Möcht sie noch einmal sehen; ist gar eine stattliche Eiche! Kommen Sie, es ist mir ohnehin hier im Zimmer nicht wohl. So Dedel. Man ging in den Wald, stand vor der hohen Eiche stille. Schade, daß sie fallen muß! sagte Dedel und wandte sich. Sie giengen weiter. Dedel blieb etwas zurück. Er schien etwas an seinem Frack zu ordnen; aber er suchte das Morgengewehr. An einem Seitengang sprach er zu seinen Gefährten: Verweilt hier etwas, mich treibt die Natur. — Sie blieben am Eingange des Wegs mit abgewandtem Gesichte stehen. — Ein Schuß ging los, sie wandten sich und — sechs Schritte von ihnen lag Dedel todt, ohne nur noch eine Ader zu zucken. Mit einem gezogenen Derserol schoß er sich mitten durch die Stirn. Das Entsetzen seiner Gefährten ist leicht begreiflich. Mylius fuhr in die Stadt und zeigte den Vorfall an. Man eröffnete sein Zimmer und fand vier Briefe: an General Nicolai, Hauptmann Mylius, Regierungsrath K[erner], und seine Gemahlin, fast gleichen Inhalts:

„Er hätte diese That gethan, um sich einem darbenden, vielleicht auch schmähhichen, Alter zu entziehen. Seine Gattin habe noch zu leben, wenn Er gehe. Er hätte nichts mehr, als dafür zu sorgen, daß sein Leichnam nicht beschimpft würde.“

Der Tag seines Todes war der Frau von K. Geburtsfest. An diese schrieb er:

„Gw. Gnaden wünsche ich das Letztemal zu Ihrem Geburtsfeste Glück. — Wenn Sie diß lesen, so leb ich nicht mehr. Vergessen Sie im vollen Genuß ieder Lebensfreunde

Ihren unglücklichen Dedel“

So fiel nun Dedel, der stattliche Mann, der sich vom Kapuziner-Novizen zum Obrist hinaufschwang! — Ein Mann von herrlicher Physiognomie, maiestätischem Wuchse, hohem, männlichem Ansehen, festem Auftritte, starkem Muths und eigensinniger Entschlossenheit. Er hatte mathematische, taktische, historische, ästhetische Kenntnisse, war ein trefflicher Reiter, heller Gesellschafter, Freund und Wohlthäter der Menschen bis zur Ausschweifung. Auch ich kenne ihn zwanzig Jahre als meinen Gönner und Freund. Diese dankbare Thräne falle also auf seine blutige Stirne!! — Sein Leichnam ruht auf dem Gottesacker zu Ludwigsburg“

Soweit Schubart, Justinus Kerner erzählt in seinem „Bilderbuch aus meiner Knabenzeit“ die gleiche Begebenheit, die er seinen Vater, einen der Begleiter Dedells auf seinem Todesgange, öfters hatte erzählen hören. Wie manches in diesen — übrigens für einen Ludwigsburger immer wieder anziehenden — Jugenderinnerungen, so ist auch Kerners Darstellung in verschiedenen, übrigens unwesentlichen Punkten nicht genau, wenigstens nicht so genau, wie der Bericht des aus der unmittelbaren Gegenwart heraus schreibenden Schubart. Kerner sagt:

„Ein alter Oberforstmeister von Stetinky (so!) bewohnte in einem, eine halbe Stunde von Ludwigsburg gelegenen Lustwalde, dem sog. Osterholze, ein Forsthaus. Dahin machten wir (meine Schwester Wilhelmine und ich) öfters in Begleitung meiner Eltern Spaziergänge. Er hatte eine Tochter von demselben Alter wie meine Schwester, die mit ihr umige Freundschaft hielt. Da sie keine Mutter mehr hatte (dieselbe lebte getrennt von ihrem Manne), blieb sie oft Wochen lang bei uns. Einmal ging mein Vater mit einem Oberst von Dedell, der unser Nachbar (!) war und mit dem er oft spazieren ging, in Begleitung jenes Forstmeisters im Osterholze. Der Forstmeister wollte ihnen eine besonders schöne Büche zeigen, die Tags darauf gefällt werden sollte. Bedeutungsvoll blickte Herr v. Dedell an dem Baume auf und nieder und sprach mit einem besondern Ausdruck: „Schade, daß dieser Baum fallen muß!“ Der Forstmeister und mein Vater vertieften sich hierauf im Weitergehen in ein Gespräch und vermiften ihren Begleiter nicht, bis sie einen Schuß vernahmen. Er hatte sich ohnweit jenes Baumes im Dickicht des Waldes eine Kugel vor den Kopf geschossen. Sein Anblick war herzerreißend. Der Grund seines Selbstmordes soll hauptsächlich Vermögenszerrüttung gewesen sein. So oft ich mit meiner Schwester und dem „Fräulein vom Osterholze“ in jenem Walde spielte, oder Blumen suchte, gingen wir mit Schauer schnell an jener Stelle vorüber, wo der Unglückliche den Tod fand, die ein Baum, in den ein Kreuz geschnitten war, bezeichnete.“

Justinus Kerner setzt hinzu: „Es hatte aber auch diese Waldanlage ohnedies etwas Unheimliches, Schauerhaftes. Mitten in ihr, in großer Verlassenheit, steht ein Schloßchen, das schon damals in seinem Innern sehr öde und zerfallen war. Wir öffneten seine Türen stets mit Schauern. Gemeiniglich von Fledermäusen und Eulen zurückgeschreckt, verließen wir es schnell wieder und befürchteten, es folge uns etwas Gespenstisches nach“.

Dieses Schloßchen wurde — in den dreißiger oder vierziger

Jahren — auf den Abbruch verkauft. Der Bierbrauer Eberhard Körner erstand es und setzte es auf seinen neuangelegten Bierkeller in der unteren Reithausstraße, wo es jetzt noch durch seine vornehmen Kapitäle auffällt.

Kehren wir nach dieser Abschweifung in neuere Zeiten wieder zur Wilhelmsstraße und zum Museum zurück. Die Wittve des Selbstmörders konnte natürlich das Anwesen nicht behaupten und die kauffähigen Liebhaber für dasselbe waren in jenen Zeiten rar. Doch fand sich ein ernstlicher Käufer, ein schiffbrüchiger Mann, wie so viele in jenen unruhigen Zeiten, den die gänzliche Zerrüttung seines Familienlebens aus ehrenvoller Stellung in Rußland fortgetrieben hatte, und der nach längerer Wanderung mit seinen Kindern ein stilles Asyl im Lande seiner Väter suchte: Prinz Friedrich Wilhelm von Württemberg, der mutmaßliche Erbe des Herzogstuhls und spätere erste König des Landes. Am 8. Februar 1790 erstand er von der Wittve Debell das ganze Anwesen um 9000 fl nebst 100 Dukaten Schlüsselgeld, und tags darauf kaufte er auch noch, um für seine Dienerschaft genügend Platz zu haben und durch keine Nachbarschaft belästigt zu sein, das anstoßende, in den sechziger Jahren von dem Hoffschlosser Laufer erbaute und nach ihm benannte Haus, das 1788 und wohl auch noch 1790 im Besitz der Handelsmann Ruff (Ruoff?) Wittve von Stuttgart war. Der Kaufpreis für das letztere war 3600 fl nebst einem Karolin Schlüsselgeld. Der Prinz ließ sein neues Besitztum sehr geschmackvoll einrichten; vor dem Haus wurde eine Rampe zu besserer Anfahrt errichtet. Dieselbe reichte mit ihren Enden bis ziemlich weit in die Straße hinein, hat uns Neuere noch oft genötigt, durch den Schmutz derselben zu waten, gab aber doch dem Ganzen mit den Laternen an den Flügeln ein vornehmes Aussehen. Über den siebenjährigen Aufenthalt des Prinzen in den für jene Zeit behaglichen Räumen habe ich früher einmal des Näheren mich verbreitet.¹⁾ Er fühlte sich hier und in Ludwigsburg überhaupt so wohl, daß er bis zu seiner zweiten Verheiratung hier blieb und die Wohnung erst nach dem Tode seines Vaters definitiv mit dem Residenzschloß vertauschte, so daß er sich, um auch einen kleinen Landaufenthalt in der Nähe zu haben, in Schwieberdingen ankaupte, sich dort ein sog. Schloßchen und einen Lustgarten anlegte und auch seine Spazierfahrten von hier aus oft dorthin richtete.

Die Ludwigsburger wußten natürlich einen solchen Einwohner, der wie ein vornehmer Privatmann unter ihnen lebte, sehr hoch zu schätzen, und auf das Prinzenpalais richteten sich alle Blicke, namentlich wenn und weil der Herzog Carl nicht hier war und über seinem

¹⁾ Ludwigsburg unter König Friedrich. Ludwigsburg 1889.

Hohenheim die alte Residenz fast vergaß, oder solange dessen Bruder und Nachfolger Ludwig Eugen auswärts weilte.

Weniger glücklich fühlten sich in dem neuen Heim die beiden Söhne, welche der Prinz mitgebracht hatte. Prinz Wilhelm war neun, sein Bruder Paul fünf Jahre alt, als sie den Boden Ludwigsburgs betraten. Sie haben also die wichtigen Jahre der Kinder- und Knabenzeit, ja selbst — wenigstens von dem älteren läßt sich das sagen — die angehende Jünglingszeit in den uns so wohlbekannten Räumen zugebracht. Aber es fehlte diesen Räumen das, was die Kinder am nötigsten hatten und was ein Haus erst zu einer Heimat macht: die Frau, die Mutter. Der Prinz kümmerte sich viel um die Erziehung seiner Söhne, war aber unnäsig streng und, was noch schlimmer war, jähzornig und derb bis zur Rohheit. Der jüngere Sohn, von Hause aus an allem leichter tragend, machte sich weniger aus den Zornausbrüchen und dem Schelten des Vaters: es wird erzählt — obwohl Carl Maria von Weber die Anekdote für sich und für eine spätere Zeit in Anspruch nimmt —, Prinz Paul habe einmal, nachdem der Vater seinen beiden Söhnen gründlich den Kopf gewaschen habe, eine neue Waschfrau, welche die Treppe heraufkam und nach der schmutzigen Wäsche fragte, in das Zimmer des Vaters gewiesen. Sein feiner organisirter Bruder schluckte schwer etwas hinunter; ihn verbitterte schon in früher Jugend das Wesen des Vaters, und es ist mir mehr als wahrscheinlich, daß, wenn König Wilhelm später für Ludwigsburg wenig Sympathie zu haben schien, dies auf Rechnung der vielen traurigen Tage zu schreiben ist, die er im Ludwigsburger Prinzenpalais erlebt hat. Die liebsten Stunden für die Knaben waren diejenigen, welche sie mit einigen Gespielen zubringen durften. Justinus Kerner erzählt, er sei öfters zum Spielen in den Garten des Palais gerufen worden und erinnere sich, daß er im Spiele mit den Prinzen oft (wie sie auch) bald den Kutscher bald das Pferd gemacht habe. Noch näher stand den Prinzen der mit Prinz Wilhelm fast gleichaltrige Paul v. Maucler, der Sohn des trefflichen, ebenfalls in Ludwigsburg wohnenden Mannes, der den Vater der Prinzen erzogen hatte. Paul v. Maucler war nicht bloß der Gespieler des Prinzen Wilhelm, er wurde sein Freund, später dreißig Jahre lang sein Justizminister. Ihm war Ludwigsburg zur zweiten Heimat geworden; seit 1796 barg es das Grab des hochverehrten Vaters, und an des Vaters Seite ruht er selbst seit 1859, nachdem er den Rest seines Lebens unter uns zugebracht hatte.

Außer den Spielgenossen kamen einige Lehrer zu den Prinzen ins Haus. Den ersten Unterricht im Lesen und Schreiben erhielten sie von einem langen alten Schulmeister, namens Andreas Wegel, wie uns abermals Kerner berichtet. Durch ihn erfahren wir auch,

daß man vom Palais aus die Stadtkirche besuchte, und daß der Erbprinz nur wegen der übertriebenen Schmeicheleien des Speziats Zilling (der mitten in der Predigt unter tiefer Verbeugung einmal sagte: „Ja, Ludwigsburg verehrt wirklich was großes in seinen Mauern!“) zuletzt weglieb und das Abendmahl von dem Pfarrer in Schwieberdingen nahm.

Was das sonstige Leben der damaligen Bewohner des Palais betrifft, so ist nicht viel über dasselbe zu sagen. Der Erbprinz mied den Umgang mit den herzoglichen und den städtischen Behörden, sowie mit der Bürgerschaft, wußte sich aber immer in Respekt zu setzen und machte gelegentlich wegen dieser oder jener Aeußerung von sich reden. Wenn er wollte, konnte er leutselig sein wie Herzog Carl oder Ludwig Eugen, und wenn der Schreiber seines Nachbarn, der im Rathhaus wohnende Stadtschreiber Schönleber, dem beim Schütteln der Obstbäume Birnen in den prinzlichen Garten gefallen waren, in der hellen Angst vor dem Prinzen herausschlotterte: „Der Herr Stadtschreiber läßt fragen, ob er nicht die hinübergefallenen Birnen untertänigst auflesen dürfe“, so konnte der Prinz lächelnd antworten: „Ja, ja, er soll sie nur gnädigst nehmen.“ Im ganzen aber war seine häusliche Lage und die Zeitlage zu Späßen wenig geeignet und forderte ihn doppelt zur Zurückhaltung auf. Die vielen französischen Emigranten, die damals in Ludwigsburg sich einfanden, waren für das ganze herzogliche Haus eine große Verlegenheit, und trotz ihrer gefeierten Namen und ihrer Verwandtschaft mit den Bourbonen durften sie das Palais, in dessen Nähe sich mehrere angesiedelt hatten, nicht betreten. Dazu kam das ziemlich gespannte Verhältnis mit dem regierenden Herzog Karl und mit dessen Nachfolger Ludwig, die beide in dem selbstbewußten Neffen nicht allein ihren Erben und Nachfolger, sondern auch einen an staatsmännischer Einsicht und Tatkraft ihnen überlegenen Mann sehen mußten. Herzog Karl kam nur gelegentlich einmal in die prinzliche Behausung, auf der Durchreise von Hohenheim nach Heidelberg; Herzog Ludwig nahm daselbst bei seinem feierlichen Einzug als neuer Herrscher — auf dem Weg von Bönningheim nach Stuttgart — das Mittagmahl ein. Im übrigen lebte der Prinz still für sich, beobachtete aber von seinem Hause aus mit scharfem Auge den Gang der Weltgeschichte und nahm an den Geschicken des Landes den regsten Anteil. Am liebsten verkehrte er in jenem Hause der hintern Schloßstraße, das heute noch nach seinem damaligen Bewohner das Maucler'sche genannt wird.

Es kam die Zeit, wo er, durch seine Heirat mit der Kronprinzessin von Großbritannien und seine Stellung als eigentlicher Erbprinz in den Besitz größerer Mittel gelangt und zu bedeutenderer Repräsentation genötigt, das ihm liebgewordene Palais in der

Kanzleistraße verließ, um das Residenzschloß zu beziehen. Leer blieb darum jenes nicht: Herzog Louis, sein Bruder, erhielt es von dem regierenden Herzog, Kurfürsten und Könia, der gern all die Seinen in seiner Nähe hatte, als Wohnsitz angewiesen. Mit jenem zog ein anderer Geist in die immer noch stattlichen Räume ein. Kurz vor seinem Bruder (Januar 1797) hatte sich Herzog Louis in zweiter Ehe mit der Prinzessin Henriette von Nassau-Weilburg verheiratet, einer der besten Frauen ihrer Zeit, die sich des besondern Wohlwollens ihres Schwagers Friedrich rühmen durfte. Aber zwischen den Brüdern gab es mancherlei offene und versteckte Fehden, Herzog Louis war ein gutmütiger Herr, aber kein guter Wirtschaftser. Seine fortwährenden Geldverlegenheiten führten zu mancher bangen Stunde im Prinzenpalais, zu mancher heftigen, um nicht zu sagen, wilden Scene im Schlosse. Sein Sekretär, der in der Seegasse (Nr. 1 A) einquartiert war, und der später als Componist einen Weltruf errang, Carl Maria v. Weber¹⁾, hatte schwere Sorgen, um den fürstlichen Haushalt im Gang zu erhalten, und mußte gewöhnlich die ersten Donnerwetter im Schlosse über sich ergehen lassen, wenn über die Finanzlage im Palais geberchtet werden sollte. Zitternd und bebend stand er in des Herrschers Arbeitszimmer, während dieser in Ausdrücken seinem Zorn Luft machte, die in keinem Komplimentierbuch standen, und der bei jedem gesteigerten Ausbruch sich an den Generaladjutanten, den Grafen Dillen, wandte mit den Worten: Pas vrai (Nicht wahr), Dillen? Unter diesen Umständen zog es der Herzog vor, das Schloß in Kirchheim zu bewohnen, wo er auch kurz nach seines Bruders Tod (1817) starb.

Da unser Palais immer Friedrichs Privatbesitz gewesen war, so war man begierig, was für Bestimmungen über dasselbe das vom König in seinen hiesigen Gemächern abgefaßte Testament enthalten werde. Es fiel zunächst an den Bruder des Königs Wilhelm I, den Prinzen Paul, der es eine Zeitlang bewohnte; eigentümlich aber sollte es dessen Kindern, Prinzessin Charlotte, Prinz Friedrich, Prinzessin Pauline und Prinz August gehören. Der Lebensgang derselben gestaltete sich indessen der Art, daß keines in dem gemeinsamen Besitz wohnen konnte und mochte, und als nun gar die Königin Charlotte Mathilde 1828 die Augen schloß und das Jahr darauf auch ihre zärtlich geliebte Stieftochter Pauline sich mit dem Herzog Wilhelm von Nassau vermählte, so lag kein Grund vor, das Haus, das leer stand, und dessen Verwaltung immerhin jährlich eine gewisse Summe kostete, aufs Ungewisse hin zu behalten. Wer sollte es aber in jener geldarmen Zeit kaufen? Wer wollte jetzt, wo jede Hofhaltung in Ludwigsburg

¹⁾ 1807—1810. Herzog Eugen in Carlsruhe (Schlesien), wo Weber Aufnahme gefunden, hatte ihn an seinen Bruder empfohlen.

ein Ende genommen und für die Stadt wieder „die Tage der geringen Dinge“ angefangen hatten, einen so großen, immerhin einen ziemlichen Aufwand erheischenden Besitz übernehmen? Ein Privatmann konnte dies nicht tun. Schon die Zimmereinrichtung war für kleinere Verhältnisse nicht gemacht.

Endlich, nach langen Verhandlungen, trat die Museums-gesellschaft als ernstliche Bewerberin auf und wurde im Jahr 1834 Besitzerin des fürstlichen Anwesens. Die Oberamtsbeschreibung sagt, es sei dies 1833 geschehen. Dies ist aber ein Irrtum. Das Ludwigsburger Wochenblatt enthält am 8. und 15. März, sowie am 1. April 1834 die von Sekretär Huber, dem zeitweiligen Bewohner und Verwalter des Hauses, ausgehende Anzeige: „Das Palais neben dem Rathaus wird dem Verkauf ausgesetzt. Das Angebot ist für Haus, Hofraum, Nebengebäude, Garten u. s. w. auf 16,000 fl festgesetzt.“ Derselbe Verwalter hatte schon 1829 und 1830 einen großen Teil des Inventars im Auktionswege verkauft und am 26. April 1834 ließ er vollends den ganzen Rest des Mobiliars versteigern. Am Samstag den 5. Juli 1834 kündigte der „Museumsauschuß“ im Wochenblatt an: „Heute abend um 5 Uhr wird, wenn die Witterung gut ist, das neue Museum mit Musik eröffnet werden, wozu auch die Damen eingeladen sind.“

Am 10. April 1834 war das Anwesen um den Preis von 18125 fl der Museums-gesellschaft zugeschlagen worden. Diese besaß jedoch damals noch nicht die Rechte einer juristischen Persönlichkeit. Deshalb waren die Ausschußmitglieder Generallieutenant v. Köder, Regierungspräsident v. Bühler, Direktor v. Kohlhaas, Handlungsvorsteher Knapp, Kanzleirat Steudel, Apotheker Köstlin und Kaufmann Heinrich Ruoff als Käufer aufgetreten; diese hatten zwar nach Abschluß des Kaufs das Anwesen im stillen an die Gesellschaft abgetreten, blieben aber im Besitz der Aktien. Erst nach jahrzehntelangen vergeblichen Bemühungen gelang es Oberst v. Baur, als Vorstand der Museums-gesellschaft, im Jahr 1886 sämtliche Aktien in den Besitz der Gesellschaft zu bringen, und erst damals wurde es möglich, sie selbst als Eigentümerin in das Grundbuch eintragen zu lassen. Unter v. Baur's Leitung wurde nun das Gebäude mit einem Gesamtaufwand von 30000 M besonders durch Tieserlegung des Saals den Zwecken der Gesellschaft und den Anforderungen der Neuzeit entsprechend bedeutend verbessert. Aber schon damals begann sich die Mitgliederzahl der Museums-gesellschaft zu vermindern. Während früher die Offiziere der Garnison einem Befehl des Gouvernements zufolge ausnahmslos der Museums-gesellschaft als Mitglieder beitreten mußten, wurde diese Bestimmung

) Von hier an Zusatz der Schriftleitung z. T. nach gest. Mitteilungen des Grundbuchbeamten Gerichtsnotar Brecht.

mit der Erbauung und Einrichtung eigener Kasinos für die Offiziere der einzelnen Regimenter aufgehoben. Infolgedessen verlor die Museumsgesellschaft viele Mitglieder. Das Gebäude wurde ihr zu groß, und sie entschloß sich zu seiner Veräußerung. Nachdem es zwei Menschenalter hindurch der Gesellschaft gedient hatte, ging es 1899 um den Preis von 130 000 *M* samt Garten und Inventar in den Besitz der Stadtgemeinde über, die eben damals für die Beamten der Stadtverwaltung weitere Räume benötigte. Diese verband das Gebäude durch einen vom ersten Stockwerk ausgehenden Gang mit dem Rathaus und richtete die oberen Räume für Kanzleien ein, während im Erdgeschoß die schon zu Museumszeiten betriebene Wirtschaft als städtischer Ratskeller weiter besteht.

